

KARL KLAUS WALTHER: Nostradamus oder die Zeiten, die sich geändert haben ..., Münster Edition Octopus 2016, 307 S.

Karl Klaus Walther, renommierter Bibliothekar und Buchwissenschaftler, ist durch eine Reihe grundständiger und wichtiger Publikationen wie das „Lexikon der Buchkunst und Bibliophilie“, durch die Bearbeitung der Schriften der fingierten Druckadresse Pierre Marteau, die Flugschriften des 17. Jahrhunderts und vieles andere seit langem der Bibliotheks- und Buchgemeinschaft vertraut. Seine Lebenserinnerungen stehen in einer langen Tradition autobiographischer Schriften des Faches: Otto Hartwig, Wilhelm Erman und in jüngerer Zeit Paul Raabe und in einer Sammlung autobiographisch bezogener Aufsätze Friedhilde Krause haben ähnliches getan.

Geboren wurde er 1935 in der Zeit des Dritten Reiches. Sein Vater stammte aus der Arbeiterschicht und hatte sich mit Intelligenz und Fleiß als Buchhändler eine gute Allgemeinbildung angeeignet (S. 5 f.). Eher links-orientiert, SPD-nahe, standen ihm die Autoren der Weltbühne geistig nahe. Im Ersten Weltkrieg hatte er als Soldat einen wertvollen alten Druck mit den Prophezeiungen des Nostradamus aus einer von deutschen Soldaten verwüsteten belgischen Adelsbibliothek gerettet und dann Anfang der zwanziger Jahre zurückgegeben (S. 6 ff.). Daraus resultiert der Buchtitel: 80 Jahre später verfolgte der örtliche belgische Geschichtsverein diese Spuren und kam, da der Vater längst verstorben war, auf den Sohn zu. Es gab eine bewegende Feier, die die für alle glückliche Veränderung der Zeiten dokumentierte (S. 14).

Seine Mutter, die der Vater in den späten zwanziger Jahren heiratete, stammte aus guter jüdischer Familie (S. 9 f.), das musste im Dritten Reich zum Zündstoff werden. Die Familienmitglieder flohen entweder rechtzeitig oder wurden wie die Großmutter 1942 gnadenlos deportiert und ermordet (S. 46-51). Karl Klaus Walther erlebte die Zeit als Kind in Cottbus und kann zu Nazizeit und Krieg aus Erzählungen der Eltern und eigenen Erinnerungen einiges Atmosphärisches beitragen, sei es über das unterschiedliche Verhalten der Umgebung gegenüber einer jüdisch „versippten“ Familie, sei es über die Schrecken bei der Eroberung der Stadt durch die Rote Armee 1945 (S. 27 ff.).

Das Kriegsende war für die Familie nach vielen Demütigungen und großen Ängsten vor einer Deportation die lange erhoffte Befreiung. Der Vater als Sozialdemokrat suchte sich trotz seines körperlich miserablen Zustands (aufgrund eines Arbeitseinsatzes durch die Nazis in den letzten Kriegsmonaten) in den Neuaufbau der Gesellschaft einzubringen, organisierte den Aufbau einer Stadtbücherei (S. 38 ff.), wurde dann Archivar der Stadt Cottbus und hat sich in vielen Beiträgen mit der Geschichte der Stadt beschäftigt (S. 41 ff.). Als ein Mann linker, freier Denkungsart kam er mit der doktrinären Entwicklung der SED, in der die SPD der SBZ gelandet war, nicht zurecht, wurde aus der Partei ausgeschlossen, und mehrfach hing das Damoklesschwert einer Entlassung als „politisch Unzuverlässiger“ über ihm. Der Sohn Karl Klaus konnte unter den neuen Bedingungen dennoch die Oberschule besuchen, an der er eine sorgfältige Ausbildung erfuhr, die den Grund zu seiner späteren wissenschaftlichen und bibliothekarischen Tätigkeit legte (S. 52-81).

Der Bereich Kultur und Bildung mit ihren Facetten Schule, Universität, schließlich Literatur, Theater, Oper (S. 199-281, 300) nimmt breitesten Raum in dieser Autobiographie ein. Wir erfahren ausführlich etwas über seine Lektüre und seinen Musikgeschmack, festgemacht am Schulunterricht, an Seminaren, Vorträgen, Aufführungen. Sie zeigen den Verfasser als jemanden, der gegenüber dem kulturellen Erbe ebenso aufgeschlossen ist wie gegenüber der zeitgenössischen Kunst und sich durch die von der SED vorgegebenen Beurteilungen nicht sonderlich beeindruckt ließ.

Das Persönliche wird hier zum Pars pro Toto, d. h. zum Beispiel dafür, wie sich in der DDR Schulbildung, Universität und Kulturleben vollzogen. Zugleich werden die damaligen Lebensbedingungen allgemein und speziell für einen Studenten geschildert. Sie sind zwar durch materielle Enge gekennzeichnet, aber auch durch ein reiches kulturelles Angebot, das die DDR damals bot und das – bei der zunehmenden ideologischen Verengung – für die jungen Studenten in Ost-Berlin durch das Angebot im Westteil der Stadt ergänzt wurde. Wie in der Bundesrepublik war es eine junge Generation im Aufbruch, die nach dem Krieg, der massiven Zerstörung des Landes und dem nun vollends deutlich werdenden schrecklichen Erbe der Naziherrschaft sich geistig neu zu orientieren suchte und einfach nur Freude am Leben hatte. Der Schatten einer ideologischen Überwachung samt möglicher Repressionen (wie anfangs gegen die Junge Gemeinde) blieben in den Jahren der DDR spürbar – zeitlich sehr unterschiedlich, verstärkt noch einmal nach 1965. Viele

Wegbegleiter sind vor ihnen in den Westen ausgewichen. Sie haben dann dazu geführt, dass der Autor die DDR 1988 verlassen hat (S. 197), obwohl als Stellvertretender Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek Halle gut etabliert. Dennoch ist die Darstellung der politischen Verhältnisse sehr ausgewogen, nichts wird beschönigt, aber auch nichts negativ pauschaliert.

Walther nahm 1953 das Studium der Anglistik und der Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität auf (S. 52-128). Die Anglistik wurde alles andere als ideologisch einseitig gelehrt und vermittelte den jungen Studenten viele geistige Anregungen. Im anderen Studienfach befand sich das Institut für Bibliothekswissenschaft damals im Aufbau und seine Professoren mit klangvollen Namen wie Joris Vorstius und Horst Kunze, aber auch Willi Göber und der eher ideologisch dogmatische Werner Dube bekommen durch seine Darstellung ein menschliches Gesicht.

Den Bücher- und Bibliotheksfreund werden natürlich die ausgedehnten Passagen über das Bibliotheks- und Buchwesen der DDR besonders interessieren. Walther kam nach Abschluss des Studiums 1958 als Referendar (damals schon Bibliotheksassistent genannt) an die Universitäts- und Landesbibliothek Halle, an der Erhard Selbmann als Direktor kein besonders segensreiches Wirken ausübte (S. 129-198). Walther hat diese schillernde Persönlichkeit in einem Aufsatz 2011 eigens behandelt: Selbmann begann als Theologe, landete dann in Alfred Rosenbergs NS-Räuberbrigaden, wurde seltsamerweise nach dem Zusammenbruch bald entlastet und machte als „überzeugter“ Kommunist schnell Karriere. Für seine Zeit als Direktor in Halle wurden Stagnation und politische Gängelung (IM-Mitarbeit) charakteristisch, bis er – in Halle von seinem Posten entlassen – nach einer neuerlichen Häutung im Westen als „Geläuterter“ dem Kommunismus abschwor und als „überzeugter“ Bundesbürger friedlich seine Tage beschloss.

Sowohl die innere Entwicklung der ULB Halle, ihre Arbeitsgänge und Atmosphäre wie einzelne markante Mitarbeiter werden behandelt. Der Spielraum der Bibliothek hing ab von den wechselnden Wegmarken des Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen, z. B. für die Pflege des kulturellen Erbes, aber man lernte als sozialistischer „Untertan“ mit den Bedingungen der „Obrigkeit“ umzugehen, um möglichst viel zu erreichen. Das ist plastische Bibliotheksgeschichte der DDR und bietet viele Einblicke. Dazu gehört natürlich die Frage der Zensur in Bezug auf Westmedien, die recht stringente Maßnahmen zur Folge hatte (S. 174-182). Der ganze Komplex der Aussonderung von Literatur als „entbehrlich“ betraf die Bibliotheken der Bundesrepublik genauso und wurde vielfach ähnlich beurteilt. Insgesamt stand die Hallenser Bibliothek im Verhältnis zu anderen recht gut da, wenn sich auch die immer schmalere werdenden finanziellen Möglichkeiten der DDR allmählich auswirkten, z. B. bei den Gebäuden. Der damals kursierende Spruch „Ruinen schaffen ohne Waffen“ (S. 129) ironisiert diesen baulichen Verfall und war ein Zeichen für die immer stärker abwärts führende Entwicklung der DDR bis hin zu ihrer folgerichtigen Auflösung. Einer einseitigen Beurteilung der DDR steht 1964 die Berufung des parteilosen Fachmannes Joachim Dietze zum Direktor der ULB als Nachfolger Selbmanns 1964 entgegen (S. 132), wenn auch einzelne indoktrinierte holzköpfige Parteileute an dieser Entscheidung herumkauten und sie durch manche Aktionen zu beenden suchten, was aber an großzügig denkenden Genossen und einer solidarischen Kollegenschaft scheiterte. Offensichtlich hatten nach 1990 die neuen Kräfte der Bundesrepublik umgekehrt ihre Probleme mit einem so lange amtierenden und selbstständig denkenden Direktor, während alte Seilschaften an der Universität ihm unverdrossen weiterhin Hindernisse in den Weg legten.

Aus vielen hier aufgeführten Beispielen geht hervor, dass die Bibliotheken der DDR ein Refugium für viele Wissenschaftler waren, die sich einer allzu starken Vereinnahmung durch die SED entziehen wollten. Durchaus überzeugte Genossen haben im Sinne dieser Entwicklung fachlich fähige Köpfe dieser Couleur in ihren Bibliotheken eingestellt, zum Nutzen für die Betroffenen, aber ebenso für ihr Haus.

Diese persönlichen Erinnerungen sind aus erster Hand eine wichtige Quelle nicht nur, aber besonders zum Bibliothekswesen der DDR. Sie bieten, gut und interessant erzählt, ein vielfältiges Stück Zeitgeschichte aus der Sicht und dem Erleben eines Bibliothekars und Buchwissenschaftlers, das die Zeitgenossen zum Prüfen der eigenen Erinnerung und die Nachgeborenen zum Nachdenken und besseren Begreifen einer ihnen stets fremder werdenden Welt anregt.

*Wolfgang Schmitz*

REINHARD SCHAU: Die Stiftung der Marie Seebach. Ein Altenheim für Bühnenkünstler. Seit 1895 in Weimar, Köln-Weimar-Wien Böhlau Verlag 2015, 276 S. mit Abb.

Mit dem vorliegenden Band hat eine einzigartige Weimarer Institution im 120. Jahr ihres Bestehens einen würdigen Chronisten gefunden, der seine Aufgabe mit Geschick und Verve erfüllt hat. Reinhard Schau, bis zu seiner Pensionierung Leiter des Opernstudios an der Hochschule Franz Liszt in der Klassikerstadt, der bereits dem Musikgymnasium Belvedere eine Monographie gewidmet hat, blättert in seinem neuen Buch die wechselvolle Geschichte des bis heute einzigen deutschen Altenheims für Bühnengehörige auf. Im ersten Teil seines Buches widmet sich der Verfasser zunächst der bewegten Biographie der Stifterin, der zu ihrer Zeit hoch geschätzten Schauspielerin Marie Seebach (1829–1897), die auf den Bühnen Europas und der USA als Gretchen Furore machte, sich aber auch in den Ruhrstücken der Erfolgsautorin Charlotte Birch-Pfeiffer ein Vermögen erspielte.

Bei seinen Recherchen konnte sich Schau auf Vorstudien der wie Seebach aus Riga stammenden Düsseldorfer Journalistin Gisa Riese (1922–2004) stützen, die erstmals seit Ludwig Eisenbergs 1903 erschienenem, bis heute unentbehrlichem Bühnenhandbuch neue biographische Informationen zu Marie Seebach zusammengetragen hatte. Nicht zuletzt das komplizierte Verhältnis Seebachs zum einzigen Sohn Oscar wird ausführlich gewürdigt; schließlich war sein früher Tod der Auslöser für Seebachs Stiftung. – Der mit Theaterkarrieren vertraute Verfasser schildert anschaulich das harte Leben einer ihren Lebensunterhalt vornehmlich auf Gastspielen verdienenden Schauspielerin im langen 19. Jahrhundert; er nähert sich seiner Heldin mit Empathie und so gelingt ihm erstmals eine nachvollziehbare, einfühlsame und gleichzeitig kritische Annäherung an eine nicht unkomplizierte Persönlichkeit und große Schauspielerin, ganz anders als die kurz nach Seebachs Tod entstandenen (Roman-)Biographien, die unter dem Einfluss der Schwester Wilhelmine geglättet und apologetisch gehalten waren.

Marie Seebach steht als Siebenjährige erstmals in Aachen mit ihrer Mutter, einer Sängerin, der sie nacheifert, auf der Bühne; bereits ein Jahr später stirbt die Mutter. Der Vater, ein Schauspieler, unterwirft Marie und ihre drei Jahre jüngere Schwester Wilhelmine (sie wird ebenfalls Schauspielerin, ohne Maries Ruhm einholen zu können) seiner strengen, von protestantischem Arbeitsethos geprägten Erziehung und schwört sie auf Fleiß, Gehorsam, Pflichterfüllung und Keuschheit ein. Marie Seebach will in die Fußstapfen ihrer Mutter treten, ihre Stimme erweist sich jedoch als zu klein für eine Bühnenkarriere. Sie wechselt ins Schauspielfach und beginnt als 17-Jährige ihre Laufbahn. Gefördert von Laube und Dingelstedt, feiert sie als Fünfundzwanzigjährige rauschende Erfolge als Luise und als Gretchen und wird als „Stern des Nordens“ gerühmt. Ein zweijähriges, nicht konfliktfreies Engagement am Burgtheater festigt ihren Ruf, und ausgedehnte Gastspielreisen und bescheren ihr hohe Einnahmen und legen den Grundstock zu ihrem späteren Vermögen. Erst nach der Heirat mit dem Wagner-Sänger Albert Niemann lässt sich die fast ständig auf Gastspielreisen befindliche, umtriebige Künstlerin in Berlin nieder. Nach der Geburt des Sohnes Oscar (1861–1893) scheint das Glück vollkommen. Doch beide Ehepartner verfolgen ihre Bühnenkarrieren weiter und bald kriselt es in der Ehe, die schließlich 1868 nach langwierigen Verhandlungen geschieden wird. Der Sohn wird der Mutter zugesprochen und in wechselnden Schulen untergebracht. Es wird ihm nie gelingen, eine tragfähige Berufslaufbahn einzuschlagen, weder als Sänger noch als Maler, obwohl die ihn anbetende Mutter ihn lebenslang finanziell unterstützt. Als der abgöttisch geliebte Sohn mit 32 Jahren an Tuberkulose stirbt, ist Marie Seebach zunächst fassungs- und orientierungslos; für ihn war ja ihr durch rastlosen Fleiß, Sparsamkeit und kluge Anlage zu einem Vermögen herangewachsenes Erbe bestimmt gewesen. Doch erstaunlich rasch wirft sich die nie zur Ruhe Kommende auf ein neues Projekt: sie will ihr Erbe sinnvoll verwenden und zugleich sich selbst ein Denkmal setzen: ein Altersheim für bedürftige Schauspieler will sie gründen, errichtet auf ihre Kosten, betrieben und bezuschusst von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger (GDBA) für ihre Mitglieder. Rasch entscheidet sie sich für Weimar als Standort, wohin es familiäre Bezüge gibt und wo die Klassiker, die Autoren ihrer Paraderollen, gewirkt haben. Seebach setzt also, so Schau These, das Drama „Stiftung“ auf ihren Lebens-Spielplan, übernimmt die „Regie“ ihres Projekts und besetzt sich selbst mit der Titelrolle. Da ihr Verhältnis zum Geld durchaus ambivalent ist – sie schenkt gern großzügig, wenn es jedoch um das Entgelt für erbrachte Leistungen geht, ist sie fast krankhaft knausrig –, stellt das Projekt

„Stiftung“ für sie nicht lediglich den vernünftigen Einsatz ihres durch den Tod des Sohnes herrenlos gewordenen Vermögens dar, „sondern soll vor allem als Kunstwerk bewundernd wahrgenommen werden, um schließlich als ein das irdische Dasein der Künstlerin überlebendes Monument erhalten zu bleiben“.

Verblüffend ist jedenfalls, wie rasch und zielstrebig die gefeierte Diva ihre Idee in die Tat umsetzt, zumal sie, kaum dass sie sich an die Umsetzung ihres Plans gemacht hat, bei einem schweren Unfall beide Beine bricht. In kürzester Zeit – nicht zuletzt dank ihrer in langen Bühnenjahren erworbenen Kontakte – treibt sie den Aufbau ihrer Stiftung voran, die auf drei Säulen ruht: Auf dem Privatvermögen der Stifterin, dem Weimarer Großherzog als Protektor – er steht für das Engagement des Staates –, und auf der Bühnengenossenschaft als „Bauherren und Stiftungsverwalter“. Seebach selbst wird auf eigene Kosten das Grundstück erwerben und das Haus erbauen und einrichten, zudem übernimmt sie selbst lebenslang das Patronat. Keineswegs konfliktfrei verlaufen die beiden Jahre bis zum Tod der Stifterin, die – so Schau – wie einst den Sohn, auch dieses ihr Geschöpf nicht loslassen kann und durch eigenmächtige Interventionen immer wieder für Unruhe sorgt. Nach Maries Tod übernimmt ihre in Geschäftsdingen unerfahrene jüngere Schwester, Wilhelmine Seebach, als Universalerbin auch die Fürsorge für die Marie-Seebach-Stiftung. Auch Wilhelmine erweist sich wegen ihrer Ambivalenz aus Überforderung und Machtanspruch als eine schwierige Partnerin für das Stiftungskuratorium in den folgenden dreizehn Jahren. Sie sorgt aber für ein bleibendes Andenken an die Schwester und ermöglicht durch eine Zustiftung einen ersten Erweiterungsbau des bislang nur für acht Pensionäre ausgelegten Hauses. Schließlich stimmt Wilhelmine einer neuen Satzung zu, die nach dem Tod des bisherigen Protektors, Großherzog Carl Alexanders von Sachsen-Weimar-Eisenach, 1901 die Gewichte verschiebt und die Stiftung „in die Verantwortung der Standesvertretung“ stellt. Außerdem werden Marie Seebachs rigide Vorgaben für zukünftige Pensionäre gelockert, so dass jetzt auch Nicht-Genossenschaftsmitglieder Zugang haben. Zugleich begrenzt die neue Satzung Wilhelmines Einfluss und emanzipiert die Stiftung vom Großherzog. Mit dem ersten Pensionär, dem Stiftungssenior Dr. Julius Lang hat das Haus auch seinen ersten Chronisten gewonnen, der von den Anfängen bis zu seinem Tod 1908 das erste Archiv anlegt und führt.

1919 bricht mit der Revolution die zweite Säule der Stiftungskonstruktion, das großherzogliche Protektorat, weg. Dementsprechend steigt der Einfluss der Bühnengenossenschaft. Als Glücksgriff erweist sich die Verpflichtung des in Weimar engagierten, erst 34-jährigen Schauspielers Wilhelm Hinrich Holtz, der jetzt die Geschäfte übernimmt. Noch kann niemand wissen, dass er über ein halbes Jahrhundert die Stiftung über alle Fährnisse der Zeit führen wird. So ist es Holtz, der 1930 seine Kollegin Emmy Sonnemann für die Mitarbeit im Kuratorium der Stiftung gewinnen kann. Als diese 1935 Hermann Göring heiratet, gewinnt die Stiftung – Holtz ist bereits seit 1933 Parteimitglied – ungeahnte Unterstützung: in einem scheinbar spontanen, tatsächlich jedoch minutiös geplanten Akt ruft Göring 1936 das Emmy-Göring-Stift ins Leben, verbunden mit einer Stiftung auf den Namen seiner Frau. Die prominente Unterstützung hat allerdings ihren Preis: Mit Göring als Geschäftsführendem Kurator (und Holtz als Geschäftsführer in beiden Stiftungen) und durch den Zusatz „Ministerpräsident-Hermann-Göring-Stiftung“ im Namen ist die Seebach-Stiftung unter die Fuchtel der Görings geraten. Sie erhält systemkonforme Satzungen (nur mehr arische Bühnenangehörige werden aufgenommen), und drängt die GDBA zugunsten des allmächtigen Staates aus der Verantwortung. – Auch nach Kriegsende lenkt der überaus anpassungsfähige und -willige Holtz die Geschicke der beiden Häuser und bemüht sich sogleich um den Fortbestand der Einrichtung durch ein Zusammenlegen der beiden Stiftungen unter dem ursprünglichen Namen und einer neuen – soll heißen – bereinigten Satzung. In der DDR waren private Stiftungen nicht vorgesehen, und so ist der Erhalt der Häuser endgültig erst gesichert, als die Stiftung 1964 in den Status eines VEB und damit in staatliche Verwaltung übergeht. Einen erneuten Bruch bedeutet das Ende der DDR 1989, erst ab 1992 kann die Stiftung einer generösen Künstlerin beruhigt in die Zukunft blicken.

In der lebendigen, von spürbarem persönlichem Engagement des Autors geprägten Darstellung, die die Fährnisse der Stiftung und die Schicksale ihrer Bewohner würdigt, entfaltet sich die Geschichte einer Institution, in der sich mehr als ein Jahrhundert deutscher Geschichte spiegelt.

*Eva Chrambach*

ULRICH VON HEHL (Hg.): Stadt und Krieg. Leipzig in militärischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 8), Leipzig Leipziger Universitätsverlag 2014 531 S., mit Abb.

In Zeiten der Kriege verdichtet sich die Geschichte. Ganz früher wurde sie sogar als Abfolge von Kriegen und Friedenszeiten verstanden. Sicher ist, dass Streit und mit Gewalt ausgetragene Konflikte und Kriege von Anbeginn die menschliche Entwicklung begleiteten. Das ist bei der 1015 erstmals erwähnten Stadt Leipzig nicht anders, Grund genug, der militärischen Geschichte der Stadt und ihrer Verwicklung in die Kriege der Zeiten eine wissenschaftliche Tagung und in deren Ergebnis ein umfassendes Buch zu widmen. Der Herausgeber konnte zwanzig Autoren gewinnen, um über den langen Zeitraum eines Jahrtausends Stadtgeschichte das Verhältnis Leipzigs zum Krieg zu erforschen und darzustellen. Dabei ist es gelungen, nicht nur der zeitlichen Abfolge der Ereignisse zu folgen, sondern auch bislang stiefmütterlich behandelten Bereichen Aufmerksamkeit zu widmen. Stellvertretend seien dazu die Beiträge von Elke Schlenkrich und Marcel Korge zur Organisation des Lazarettwesens, der Rekrutierung von Ärzten und medizinischen Hilfspersonals, deren große Verlusten durch Infektion sowie die Hinterbliebenenversorgung genannt.

Vom Meißner Markgrafen gegründet und gefördert, war Leipzig nie eigenständiger politischer Akteur, wie viele süddeutsche Städte oder das nahegelegene Halle oder Magdeburg. Trotzdem oblag der Stadt ganz selbstverständlich die Aufgabe der Selbstverteidigung, und da war jeder Stadtbewohner gefordert. Die Stadt war überdies genau wie die Ritter im Territorium zur Kriegsfolge verpflichtet. Dies geschah eben nicht nur in Form von Geld. Enno Bünz weist an Hand vielfältiger Quellen nach, dass Leipzig in den vielen Auseinandersetzungen der Meißner Markgrafen auch erhebliche Kontingente an Kriegsleuten und Hilfspersonal stellte. Dafür war sich die Stadt der kontinuierlichen Förderung der Landesherrn sicher. Und durch alle Zeiten spielten Krieg und Kriegsrüstungen eine wichtige Rolle als Wirtschaftsfaktor. Der immer wieder absolut gesetzte Gegensatz von Stadt und Landesherrschaft fand in Leipzig nicht statt. Die direkte Beteiligung Leipzigs an den Kriegen der Wettiner führte letztlich dazu, dass die Stadt selbst von den mittelalterlichen Konflikten verschont blieb und prosperierte.

Im Schmalkaldischen Krieg überstand Leipzig 1547 die Belagerung durch den Wittenberger Kurfürsten glimpflich unter Verlust der Vorstädte. Die anbrechende Neuzeit zeigte, dass eine Stadt allein die notwendigen Verteidigungsanstrengungen nicht mehr zu tragen im Stande war. Die Arbeiten an den Stadtbefestigungen konnten nicht mehr mit den Erfordernissen moderner Fortifikation Schritt halten, da dies ihre finanziellen Mittel überstieg. Wieder kamen die entscheidenden Anstöße vom Kurfürsten. Im Dreißigjährigen Krieg zog der Reichtum der Stadt den Krieg geradezu an und die Stadt wurde mehrfach besetzt. Alexander Zirz zeigt in seinem Beitrag, dass die Zuweisung einer Opferrolle zu einseitig ist. Trotz Schatzung und Besetzung überstand die Stadt den Krieg nicht nur, sondern konnte wirtschaftlich von ihm profitieren. Aber nicht nur Großlieferanten, sondern auch kleine Handwerker konnten Verdienst finden, so dass die Gewinner-Verlierertrennlinie nicht so einfach zu zeichnen ist.

Überhaupt bieten die gut recherchierten Beiträge oft unerwartete Erkenntnisse und Sichtweisen. Wer hätte gedacht, dass ein preußischer König für sächsische Kriegswitwen gezahlt hatte? Nach dem Siebenjährigen Krieg nimmt die Völkerschlacht einen großen Raum im Buch ein, weitere interessante Beiträge zur Garnisonsstadt des 19. Jahrhunderts, zum Bau des Völkerschlachtdenkmal, die Zeit des Ersten und Zweiten Weltkrieges und der amerikanischen wie russischen Besatzung folgen. Die breite Fülle der Informationen der letzten beiden Jahrhunderte, die im Buch geboten werden, erfreut sicherlich den Leipziger Leser, gibt dem Buch leider auch ein gewisses Ungleichgewicht, da es doch auf einem gewichtigen Gebiet tausend Jahre Stadtgeschichte überblicken soll. Trotzdem, für das Thema Stadt und Krieg ist ein hochinteressantes und unkonventionelles Buch entstanden, das unbedingt zu empfehlen ist.

*Manfred Linck*

HANS SCHÖNER (Hg.): Briefe aus der Biedermeierzeit. Mathilde Bardua (1818–1868) an Otilie von Graefe (1816–1898). Mit einem ergänzenden Beitrag von Regina Erfurth: Anhalt in der Zeit des Biedermeier, Dessau Anhalt Edition 2014 Anhalt in der Zeit des Biedermeier, 208 S., Stammtafel, Register, zahlreiche Faksimiles und teils farbige Abb.

Mathilde Sintenis geb. Bardua (1818–1868) war eine Tochter des anhalt-bernburgischen Justizrats Ernst Bardua in Coswig an der Elbe, eines Bruders der Malerin Caroline Bardua (1781–1864) und ihrer schreibgewandten Schwester Wilhelmine. Letztere vermittelten ihrer Nichte die Bekanntschaft der künstlerisch und musikalisch begabten Otilie von Graefe (1816–1898) in Berlin, der Empfängerin dieser Briefe aus den Jahren 1840 bis 1867. Die Schwester des berühmten Augenarztes Albrecht von Graefe wurde 1847 die Frau des Diplomaten und späteren Staatssekretärs im Auswärtigen Amt Hermann von Thile (1812–1889), mit dem sie mehr als ein Jahrzehnt u. a. in Frankfurt am Main, Athen und Rom lebte. Mathilde Bardua-Sintenis heiratete zwar nur von Coswig nach Dessau, doch las sie viel und schuf sich einen weiten Horizont. Seit 1849 vermählt mit dem anhaltischen Hofkammerpräsidenten Ferdinand Sintenis (1822–1888), gehörte Mathilde Bardua durch Herkunft und Heirat traditionsreichen Juristenfamilien an. Ihr Schwiegervater war der Zerbster Oberbürgermeister Johann Carl Heinrich Sintenis (1776–1853), ihr Schwager der Rechtswissenschaftler und anhaltische Staatsminister Professor Carl Friedrich Ferdinand Sintenis (1804–1868). Mathilde Sintenis dachte selbständig und äußerte öfters politisch liberale Ansichten. Sie las Georg Herwegh und formulierte 1848 durchaus auch Kritik an Adel und Fürsten; doch sie verurteilte die gewaltbereiten Revolutionäre in Zerbst, welche ihrem Schwiegervater in spe in Zerbst das Haus über dem Kopf angezündet hatten, ebenso wie verleumderische Angriffe auf die Amtsführung ihres Vaters in Coswig. Die wechselnden Eindrücke der Briefe sind ein Seismograph der politischen Entwicklungen der Revolutionszeit („es wird so viel Krümelei zur Hauptsache gemacht“, S. 58). Otilie von Thiles Antworten blieben nicht erhalten. Man fühlt sich an die Tradition des empfindsamen Freundschaftskults erinnert – Mathilde und Otilie nannten sich „Carlos“ und „Posa“ (nach Schiller) oder „Orest“ und „Pylades“ (nach Goethes „Iphigenie“). Die Briefe berichten von familiären Freuden und Schicksalsschlägen, enthalten aber auch erfrischend spontane Bemerkungen zu Liebe und Heirat, zu Lektüre und musikalischen Aufführungen sowie spitze und ironische Bemerkungen zur Frauenrolle oder zur Dessauer Geselligkeit. Erläuterungen des Herausgebers zu den Briefen und ein Nachwort der Verlegerin zur Kulturgeschichte Anhalts im 19. Jahrhundert beschließen das hübsch illustrierte Bändchen. Für Briefe der Jahre 1840 bis 1867 ist der Titel „Briefe aus der Biedermeierzeit“ allerdings recht irreführend; die Korrespondentinnen waren lediglich Kinder der Biedermeierzeit. Angesichts der Bedeutung dieser Quelle für die Familie Sintenis und die Residenzstadt Dessau ist ferner zu bedauern, dass der Name „Sintenis“ im Titel fehlt.

1997 gelangte der Briefnachlass von Mathilde Sintenis ins Stadtmuseum Wilhelm von Kugelgen in Ballenstedt, wo der Plan einer Publikation von ausgewählten Briefen entstand. Der Herausgeber Hans Schöner hat sich als Archivar des Familienverbandes v. Kugelgen bereits durch seine Editionen der Briefe und Tagebücher Wilhelm von Kugelgens und Schriften zur Kulturgeschichte Ballenstedts einen Namen gemacht. Anlässlich der Feierlichkeiten zum 150. Todestag Caroline Barduas im Juni 2014 stellte Hans Schöner seinen Briefband in der überfüllten Schlosskirche zu Ballenstedt noch mit einem lebhaften Referat vor. Im November 2014 ist er im Alter von 85 Jahren gestorben (siehe den Nachruf in MJB 24/2017).

*Petra Wilhelmy-Dollinger*

JONAS FLÖTER UND GERALD DIESENER (Hgg.): Karl Lamprecht (1856–1915). Durchbruch in der Geschichtswissenschaft, Leipziger Universitätsverlag 2015, 357 S.

Unter den deutschen Historikern im Kaiserreich ist Karl Lamprecht eine singuläre Erscheinung. Seine Wirksamkeit ist verbunden mit der Universität Leipzig, er gehört bis in die Gegenwart hinein zu den bedeutenden Persönlichkeiten der Geschichtswissenschaft im mitteleuropäischen Raum. Während die Mehrzahl der deutschen Historiker jener Jahrzehnte sich auf Leopold von Ranke orientierte und in ihrem Geschichtsbild die politische Geschichte, die Geschichte der Außenpolitik, von Kriegen und Persönlichkeiten im Mittelpunkt stand, war Lamprechts Konzeption auf Universalgeschichte, Kulturgeschichte und Sozialgeschichte ausgerichtet, was auf heftigen Widerstand vieler Historiker stieß. Ab 1891 veröffentlichte Lamprecht sein Hauptwerk „Deutsche Geschichte“ in 16 Bänden, dazu drei Ergänzungsbände, die bis an die Gegenwart heranführten. Er entwickelte hier eine seltsame Periodisierung in Form von Kulturzeitaltern, willkommener Ansatzpunkt für scharfe Kritiken. 1909 gelang es ihm, das Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Leipziger Universität zu gründen, das ihm die Möglichkeit bot, seine Auffassungen Studenten und breiteren Kreisen zu vermitteln.

Seit den 60er Jahren existieren in Deutschland (DDR und Bundesrepublik) und im Ausland mehrere Gesamtwürdigungen des Entwicklungsweges und Wirkens von Karl Lamprecht, in der DDR durch Ernst Engelberg (1959/65) und Hans Schleier (1988), in der Bundesrepublik durch Hans-Josef Steinberg (1971) und Luise Schorn-Schütte (1984) und im Ausland durch Matti Viikari (1977) und Roger Chickering (1993). Nach der Wende besannen sich die Historiker der Leipziger Universität auf ihren berühmten Vorgänger. Ergebnis war 1991 die Gründung der Karl-Lamprecht-Gesellschaft, die sich zum Ziel setzt, vergleichende historische Forschung zu betreiben und in besonderem Maße das Erbe Lamprechts zu pflegen. Bereits 1991 gelang es, eine wissenschaftliche Tagung zum Thema „Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute“ zu organisieren, deren Anlass der 100. Jahrestag der Berufung Lamprechts an die Leipziger Universität 1891 war. Sie wurde getragen von Historikern der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik. Der Rezensent war mit einem Beitrag „Karl Lamprecht und der Alldeutsche Verband“ beteiligt. Ein Sammelband mit den Konferenzbeiträgen erschien 1993.

2014 fand eine weitere Konferenz statt, die Lamprecht gewidmet war, und zwar in Schulpforta, deren Landesschule Lamprecht als Schüler absolviert hatte. Das Ergebnis ist wiederum ein stattlicher, nun vorliegender Band mit 17 Beiträgen unterschiedlicher Art. Einige von ihnen enthalten eine Gesamtwürdigung mit neuem Faktenmaterial, so über seine Studienzeit und eine Aufstellung seiner wichtigsten Doktoranden. Die Liste von Lamprechts Partnern im Ausland, in Holland, Belgien, Frankreich, England, Spanien, Schweden und den USA, unter ihnen mehrere spätere Politiker ihrer Länder, beweist, dass er wie kaum ein zweiter deutscher Historiker seiner Zeit in zahlreichen Ländern der Welt bekannt war und hohe Anerkennung genoss. Bisher unbekannte Details bietet auch der Text über Lamprechts Zeit als Schüler in Schulpforta. Ein weiterer Beitrag behandelt das von Lamprecht geleitete Institut für Kultur- und Universalgeschichte. Am interessantesten für den Rezensenten zur Einordnung Lamprechts in die Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft sind fünf Beiträge, in denen seine Konzeption mit der anderer führender Historiker seiner Zeit verglichen wird, so mit Ranke und Meinecke, mit den Kulturhistorikern Goethe und Steinhausen und mit dem Belgier Pirenne. Wertvolle Details erfahren wir über die Rezeption Lamprechts in den USA und Argentinien.

Wie es sich gehört, überwiegen in fast allen Beiträgen die positiven Einschätzungen über Lamprecht: „Beginn eines Paradigmenwechsels in der internationalen Geschichtswissenschaft“ (S. 42), „imponierende Spannweite von der Landesgeschichte bis zur Universalgeschichte“ (S. 42), „Mut zur Synthese“ (S. 42), sein Bestreben, „der methodisch gänzlich traditionell verfahrenen deutschen Historiographie mit einer Modernisierung zu begegnen“ (S. 9), wir haben es „mit einem Großen der wissenschaftlichen Geschichtsbefassung zu tun“ (S. 26). Gleichzeitig enthalten mehrere Aufsätze auch kritische Töne zur Person Lamprechts (S. 11, 43, 148, 157, 301, 309 f., 346), so dass ein differenziertes Bild entsteht. Auf eine Auseinandersetzung mit einzelnen der durchweg soliden Beiträge sei hier verzichtet. Angesichts der umfangreichen vorliegenden Literatur zu Lamprecht (darunter mehrere Dissertationen) fällt es schwer, Ratschläge für die weitere Forschung zu geben, vielleicht zwei an dieser Stelle: 1. Gibt es Stellungnahmen zu den Publikationen Lamprechts

außerhalb der Fachorgane der Historiker in allgemeinen Zeitschriften oder der Tagespresse? 2. Lamprechts Wirkung auf Historiker in einigen Ländern ist untersucht. Wir vermissen bisher Österreich-Ungarn, die Schweiz und die Länder Osteuropas.

Zur Frage, wie das Erbe Lamprechts in Leipzig gepflegt wird, muss man mindestens einen Namen nennen – Gerald Diesener, vor 1990 Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte der Geschichtswissenschaft an der Leipziger Universität, Herausgeber des Sammelbandes von 1993, Mitherausgeber des vorliegenden Bandes und Verfasser des Vorworts, Geschäftsführer der Karl-Lamprecht-Gesellschaft und Geschäftsführer des Leipziger Universitätsverlages.

Der Rezensent hat an der Universität Halle lange Jahre Lehrveranstaltungen zur Geschichte der Geschichtswissenschaft durchgeführt. Wenn er in unseren Tagen ein Spezialseminar über Lamprecht leiten würde, dann gehörten die beiden Sammelbände zur Pflichtlektüre für die Studenten.

*Hans-Thomas Krause*



RUDOLF BENTZINGER, MEINOLF VIELBERG (Hgg.): Wissenschaftliche Erziehung seit der Reformation: Vorbild Mitteldeutschland, Beiträge des 5. Erfurter Humanismuskongresses 2015 (Sonderschriften der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Bd. 48), Stuttgart Franz Steiner 2016, 205 S., mit Abb.

Wie die Herausgeber dieses Tagungsbandes einer Konferenz der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt vom Mai 2015 vorausschicken, ist die Thematik der historischen Entwicklung wissenschaftlicher Erziehung mit ihrer kulturellen und gesellschaftlichen Dimension in vieler Hinsicht aktuell – sei es in Anbetracht des Reformationsjubiläums (mit den Impulsen, welche von Reformatoren und zuständigen Obrigkeiten für Schulen und Hochschulen in Mitteldeutschland ausgingen), sei es im Kontext der Debatten um die Bologna-Reform. Bereits im Grußwort des Akademiepräsidenten werden – anknüpfend an Gedanken von Kant, Lessing, Wieland, Goethe und Eduard Spranger – zentrale Aspekte von Bildung („das reflexive Sich bilden“) angesprochen, ebenso wie die Dynamik von Erkenntnisprozessen, Dialog und Bildsamkeit.

Der zeitliche Rahmen der Beiträge ist sehr weit gefasst, weil auch die antiken Wurzeln wissenschaftlicher Erziehungstradition mit einbezogen werden. Am Anfang des Bandes geht es um die theoretischen Grundlagen und inhaltlichen Modifikationen der Sieben freien Künste, um Forschungen zur Frauenbildung in mitteldeutschen Zisterzienserklöstern und um die aus Schulhandschriften erschlossenen tatsächlichen Unterrichtsinhalte an den gelehrten Schulen des Spätmittelalters (A. Schmitt, A.-K. Kunde, Ch. Fasbender). In der aufschlussreichen Studie über die Frühzeit des Erfurter Ratsgymnasiums „im Spannungsfeld von melanchthonischem Humanismus und lutherischem Bekenntnis“ (M. Ludscheidt) werden u. a. auch die speziellen Herausforderungen deutlich, denen man sich in einer bikonfessionellen Stadt mit mehrheitlich lutherischer Bevölkerung und katholischem Landesherrn stellen musste. Die von Kurfürst Moritz von Sachsen 1543 bzw. 1550 gegründeten Landesschulen zu Meißen, Pforta und Grimma waren bedeutende Gelehrtenschulen in ehemaligen Klöstern, deren Ruhm um 1800 zu verblassen drohte. Man bemühte sich daher im 19. Jahrhundert, durch neue Organisation, Beaufsichtigung und Zeitökonomie verstärkt die erzieherischen Aspekte des Internatslebens zu berücksichtigen (A. Richter). Der altsprachliche Unterricht im Franckeschen Pädagogium zu Halle um 1700 wird von K.-D. Beims rekonstruiert; er zeigt auf, wie heidnische antike Autoren trotz Kritik von strenggläubiger Seite ihren Platz im Lehrplan behaupten konnten. Texte, die man als unsittlich einstufte (z. B. von Terenz oder Ovid) wurden in purgierten Versionen vermittelt, welche anstößige Inhalte austauschten, doch die klassischen Formulierungen beibehielten (vgl. die Synopse!). M. Vielberg erläutert die wichtige Rolle des Philologen, Schulleiters und Universitätsprofessors Johann Matthias Gesner (1691–1761) als Vorreiter des Neuhumanismus; dabei geht es u. a. um Analysen zur Klärung von Definitionen und Merkmalen des neuen (zweiten) Humanismus mit seinem Menschenbild. Das Wirken von Anton Friedrich Büsching und Karl Philipp Moritz am Gymnasium zum Grauen Kloster im Berlin der Spätaufklärung ist Thema des Beitrags von J. Jahnke, in welchem auch die unterschiedlichen Ansätze von institutioneller Bildungsreform und Erziehungsschriftstellerei ausgeleuchtet werden. R. Bentzinger veranschaulicht die häufig unterschätzte Rolle von Schulleuten in der Wissenschaftslandschaft des 19. Jahrhunderts, indem er die beiden Gymnasialprofessoren August Koberstein (Schulpforta) und Karl August Regel (Ernestinum Gotha) vorstellt, welche sich hervorragende Verdienste um die Germanistik erwarben (Mediävistik, Dialektforschung usw.). Die kritische Analyse neuhumanistischer Bildungsideale durch einen ehemaligen Schüler der Landesschule Pforta, den berühmten klassischen Philologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931), wird von J. Flöter kommentiert und in den Bildungsdebatten um 1900 verortet. Am Schluss des Bandes diskutiert M. Schwarzkopf die Eigenart wissenschaftlicher Bildung im Kontext der Entwicklungen bzw. Fehlentwicklungen der Gegenwart. Er legt u. a. dar, wieso Wissenschaftspropädeutik und wissenschaftliche Forschung stets auch auf Faktoren wie geistige Selbständigkeit, intrinsische Motivation, Kreativität und Zeit für das Ausreifen von Erkenntnissen angewiesen sind, d. h. auf Faktoren, welche durch kleinteilige Steuerung, Instrumentalisierung und Ökonomisierung gefährdet werden.

Dieser interessante Tagungsband beleuchtet Wesen und Wandel wissenschaftlicher Erziehung im Grundsätzlichen wie im Detail. Er bietet viel Stoff zum Nachdenken; gern hätte man auch ein paar Stichworte zu den Diskussionen dieser Tagung erfahren.

Petra Wilhelmy-Dollinger

GERT THEILE: Wilhelm Heine: Lebenskunst in der Goethezeit, Paderborn Wilhelm Fink Verlag 2011, 249 S.

Goethe, der Wilhelm Heine als Stürmer und Dränger noch bewundert hatte, äußerte sich nach seiner Rückkehr aus Italien entsetzt über dessen Roman „Ardinghello und die glückseligen Inseln“, er sei ihm „verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm“. Heinrich Heine hingegen sah in seinem Verfasser einen „jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentiere, [...] u die einst den Olymp stürmen werden“. Und noch Cosima Wagner berichtet in einem Tagebucheintrag vom 15. Juni 1873 über das gemeinsame Lesen des Romans mit Richard Wagner und darüber, dass „dieses Buch auf ihn gewirkt [...] und die Konzeption des ‚Kunstwerkes der Zukunft‘, beeinflusst hätte“.

Der aus dem thüringischen Langewiesen stammende Schriftsteller, Gelehrte und Bibliothekar polarisierte von Anbeginn bis heute. Heinrich Christian Boie brachte es gegenüber Anton von Halem im Brief vom 24. September 1787 auf den Punkt: „Kennen Sie schon den Ardinghello von Heine, dies Meisterstück der üppigsten Philosophie und Phantasie? Ich möchte dies Stück haben schreiben können und doch nicht geschrieben haben“. Der Weimarer Heine-Kenner Gert Theile unternimmt mit seinem Buch den Versuch, das Verdikt der Außenseiterrolle von Heine zu nehmen und ihn stattdessen in seiner „Verhaftetheit im zeitgenössischen Denken der Spätaufklärung“ (S. 20) zu verorten. Es gehe ihm darum, das „publizierte Werk des Schriftstellers in den literaturgeschichtlichen Kontext zu stellen und es dem philosophischen Diskurs seiner Zeit zuzuordnen und so Heines originäre Position in der deutschen Spätaufklärung weitab von inkommensurablen Etikettierungen wie ‚schillernd‘ oder ‚extremistisch‘ zu beschreiben“ (S. 40). Vor den Augen des Lesers entwickelt er des Dichters Selbst- und Weltbild, das sich vornehmlich durch Individualismus und Eklektizismus auszeichnet und von seinen geistigen Mentoren Friedrich Just Riedel und Christoph Martin Wieland geprägt wurde. Er weist Heines „Orientierung an einem Selbst- und Weltbild“ nach, welches „von der epikuräisch intendierten Eudaimonia dominiert wird“, sich Aristoteles’ „Nikomachischer Ethik“ verpflichtet fühlt und „im weiteren Verlauf seines Denkweges keine oder nur geringfügige Ablenkungen durch die Einflüsse zeitgenössischer Philosophie erfahren hat“; vielmehr sei es durch Anhänglichkeit gegenüber dem „frühaufklärerischen anthropologischen Denken und Argumentieren [...] wie etwa die Topoi der Selbstliebe, Selbstsorge und des rechten Maßes“ (S. 84) gekennzeichnet. Theile beschreibt Heines „Lebensprogramm“, die in der „Suche nach dem bestmöglichen Weg zwischen individueller Selbstverwirklichung und gesellschaftlicher Integration“ (S. 97) bestand. Sie fand ihren poetischen Niederschlag in seinen großen Romanen, in denen die „unverstellt geäußerte Sinnlichkeit des Autors“ (S. 228) eine wesentliche Rolle spielt und in denen „mit unterschiedlichem poetischem Erfolg“ versucht wird, „das Problem einer gelingenden Existenz zu diskutieren und aufzuzeigen“ (S. 230). So in dem Erstling „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse“, „[konzipiert] als philosophischer Roman“ (S. 151), dessen „Leitmotiv“ in der „Divergenz zwischen der Feier des Lebens und der Angst vor dem Tod als dem materialistischen Nichts“ (S. 153) zu suchen ist, im „Ardinghello“-Roman, in dem „das frühe Ideal einer eigenen Lebensphilosophie“ vorgeführt wird: „Die Demonstration des großen Einzelnen, dem die Umwelt nur Vorwand und Folie liefert, sich an ihr reibend, Schritt für Schritt die eigene Individualität auszubreiten und zu vervollkommen“ (S. 108). Dieser diametral gegenüber stehe die der Protagonistin in dem Roman „Hildegard von Hohenthal“. Der führe das „uneingeschränkte Ausleben ihrer Individualität“ im Musiksalon vor. (S. 109) In dem Roman „Anastasia und das Schachspiel“ schließlich fungiere das Schachspiel als Metapher für „Lebensvorbereitung (Erziehung) und Identifikationsfaktor (Selbstverständnis) für verwandte Seelen“ (S. 221).

Eine gewichtige Quelle für Theiles Ausführungen stellen neben den fiktionalen Texten die „privaten Aufzeichnungen“ dar. Sie dienten „der möglichst adäquaten Aufzeichnung des Erlebten und Empfundnen zur Erinnerung oder eventuell späteren kreativen Verwendung“, tragen demzufolge „Werkstättcharakter“ (S. 137) und „geben Zeugnis von lebenslangen Versuchen, geistige Autonomie zu behaupten, ohne mit der gesellschaftlichen Konvention brechen zu müssen“ (S. 231). Fazit: ein lesenswertes Buch über einen zu Unrecht wenig beachteten Spätaufklärer, dem allerdings ein wenig mehr Sorgfalt bei der Endredaktion zu gönnen gewesen wäre.

*Hans-Joachim Kertscher*

**KARIN FEUERSTEIN-PRAßER: Die Frauen der Dichter: Leben und Lieben an der Seite der Genies. 12 Porträts, München Piper Verlag 2015, 310 S.**

In der Einleitung fügt die Autorin einen weiteren Untertitel hinzu: „Das Leben als Muse, Mutter, Managerin“. Keineswegs treffen diese Rollen mit dem Anfangsbuchstaben „M“ jedoch auf alle zwölf beschriebenen Frauen zu. Das eingangs als Binsenwahrheit gekennzeichnete und dennoch angeführte Diktum: „Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine starke Frau“ kann ebenso wenig als richtig für alle Beispiele der Auswahl gelten. Denn inwiefern soll Heinrich Heines „Mathilde“, die Grisette, eine Muse oder Managerin Heines, geschweige denn Mutter seiner Kinder gewesen sein? Gleiches gilt für Nelly Kröger, die Ehefrau von Heinrich Mann: war sie vielleicht stark? Die Dokumente kennzeichnen sie als psychisch labil – und auch die Autorin tut dies, ohne deshalb die hübsche Alliteration als ungeeignet zu erkennen. Und auch bei ihren übrigen Beispielen fehlen meist die Beweise. Kurz und erstens: der Leser wird durch die Überschriften in die Irre geführt.

Zweitens: Die Porträts von Christiane Vulpius, Bettine Brentano, Augustine C. Mirat („Mathilde“), Clara Westhoff, Alma Mahler, Katja Mann, Felice Bauer, Helene Weigel, Marta Löffler, Veza Tauber-Calderon, Nelly Kröger und Annemarie Čzech bleiben alle vage und meist gänzlich trivial. Immer wieder wird der Leser mit dem Fragemodus konfrontiert: „Was hat sie wohl empfunden, was hat sie wahrgenommen oder nicht?“ Die Antwort lautet dann: „Man weiß es nicht.“ Entsprechend wenig informativ und intellektuell erhellend bleiben die Porträts.

Drittens: Auch die Auswahl der gewählten Paare besticht keineswegs. Unoriginell, pragmatisch bekannte Biographien nutzend, ohne tiefere Recherche oder gar eigene Archivarbeit kompiliert – so kommt das Taschenbuch einher. Dabei hätte man bei den jüngeren Beispielen Zeitzeugen auffinden können, so unter den Nachkommen Bölls, um fundierte Einschätzungen, etwa auf Interviews basierend, bieten zu können.

Aber genau das ist der Duktus: Die Autorin, freiberuflich arbeitende Historikerin, ergeht sich in Gemeinplätzen und in Spekulationen. Ein eklatantes, schon absurdes Beispiel ist im Porträt zu der als völlig ungeistig geschilderten Mathilde zu lesen: Nachdem von Mathildes 60 Kanarienvögeln die Rede war, die sie nach Heines Tod neben einem Papageien und drei Hündchen pflegte, heißt es völlig unvermittelt: „Zwischen 1853 und 1870 ließ Baron Haussmann 20 000 alte Häuser abreißen, 40 000 neue erbauen, 165 Kilometer Straßen befestigen, Kopfbahnhöfe errichten und die prächtigen Boulevards anlegen. Die Pariser erkannten ihre Stadt kaum noch wieder. Während man noch redet, verändert sich Paris, befand auch der Dichter Prosper Mérimée. Was Mathilde von all den dramatischen Veränderungen gehalten hat, ist leider nicht bekannt, auch nicht, wie sie den Deutsch-Französischen Krieg 1879/71, die Belagerung von Paris und das Ende des Kaiserreiches erlebt hat. Vermutlich versuchte sie einfach nur, ihr Leben wie gewohnt weiterzuführen“.

Wieso wäre es zu erwarten gewesen, das eine völlig im Hier und Jetzt verhaftete Mathilde Reflexionen über Haussmanns Veränderungen von Paris hinterlassen hätte? Die bescheidenen Bemerkungen zur Veränderung von Paris mit Mathildes Horizont verbinden zu wollen, ist schlicht absurd.

Viertens: Es gibt viele sachliche Fehler, die bei etwas gründlicherer Recherche vermeidbar gewesen wären. Ich beziehe mich beispielhaft insbesondere auf das erste Porträt, Goethe und Christiane Vulpius. Da wird behauptet, Christiane habe Goethe im Haus am Frauenplan aufgesucht, um ihm das Bittschreiben für die Anstellung ihres Bruders Christian August zu übergeben: Nein. Es war im Ilmpark, auch wenn die Autorin das glaubt verneinen zu sollen. Auch das Vergehen von Christianes Vater, das ihn die Anstellung kostete, ist bekannt, nur der Autorin nicht: Es ging um die Unterschlagung von Geld im Amt. Dann wird behauptet, aufgrund der Parallelen im Leben von Bruder Christian und Goethe – „denn auch Goethe hatte seinerzeit Jura studiert, sich dann aber für die Dichtung entschieden“ (S. 17), habe sich Christiane für den Bruder bei Goethe einsetzen wollen. Nein! In der ständischen Gesellschaft waren die Goethes und die Vulpius damals ganz weit voneinander entfernt, Goethe sowieso ein Frankfurter Patriziersohn, sein Vater Kaiserlicher Rat und von den Zinseinkünften lebend, Christian Vulpius in ganz und gar unsicheren Zukunftsperspektiven in einer Familie, die sich, eher prekär, im sozialen Abstieg befand, insofern: die genannte Parallele konnte angesichts der viel größeren ständischen Unterschiede damals nicht zählen. Weiter: Goethe habe Wieland, Herder und Schiller nach Weimar geholt – nein! Wieland war schon vor Goethe nach Weimar gekommen, auf Wunsch Anna Amalias als Prinzenzieher für die Söhne Carl August und

Constantin. Ich würde es fast übergehen wollen, dass Carl August im selben Porträt auch als „Ernst August“ bezeichnet wird, aber genau das zeichnet diese lieblosen und schludrigen Porträts aus – das Lektorat hätte hier eine Notbremse ziehen müssen. Nicht genug damit: Auch hat Goethe die Universität Jena nicht mit aufgebaut, so wie behauptet wird. Dies könnte nämlich nur stimmen, wenn Goethe im Jahr 1788 mindestens 250 Jahre alt gewesen wäre. Die Universität Jena wurde 1558 gegründet. Auch hat Goethe keine Reise mit Anna Amalia nach Italien gemacht, sie lediglich 1790, zwei Jahre nach der eigenen italienischen Reise in Venedig abgeholt und, sie erwartend, die Venezianischen Epigramme gedichtet.

Der Beispiele könnte man noch zahlreiche hinzufügen, im Text zu Alma Mahler-Werfel und Franz Werfel wird eines seiner Hauptwerke falsch benannt: Es heißt nicht „Das Lied für Bernadette“ sondern „Das Lied von Bernadette“.

Wenn die Autorin für Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert, so mindestens zweimal, das Prinzip der „Augenhöhe“ zwischen Mann und Frau einklagt, erstaunt man über das fehlende historische Einschätzungsvermögen: Ist es unbekannt, dass, von einer kleinen Gruppe im Umkreis der Romantiker abgesehen, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem sehr allmählich steigenden Bildungsniveau der Frauen, das schwer erkämpft wurde (etwa: Ricarda Huchs Studium in der Schweiz!) ein von der Autorin eingeforderter Bildungs- und davon abgeleitet entsprechender Beziehungsdiallog auf Augenhöhe möglich wurde?

All das steht nicht im Fokus des Interesses der Autorin. Ihr ist es wichtiger, den Leser wissen zu lassen, dass Bölls Ehefrau Annemarie im Wochenendhaus in Langenbroich sanitäre Anlagen und eine Terrasse ein- und anbauen ließ.

*Annette Seemann*

MANFRED LEMMER. Ausgewählte Schriften, hg. v. Hans-Gert Roloff, Andrea Seidel, Hans-Joachim Solms, Thomas Wilhelmi, Sandersdorf-Brehna Renneritz Verlag (edition scriptum) 2015, 720 S., mit Abb.

Es ist verdienstvoll, den zu Lebzeiten von den einen bewunderten, von den anderen benachteiligten Germanisten Manfred Lemmer (1928–2009) mit einer repräsentativen Auswahl aus seinem Schaffen zu ehren, denn auf Grund der hier abermals veröffentlichten wie auch anderer Arbeiten nahm der Gelehrte einen der vorderen Plätze unter den DDR-Germanisten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein. Gleichzeitig werden heute schwer zugängliche Publikationen leicht verfügbar gemacht. In der Reihe der späten Ehrungen – Festschriften zum 65. und 70. Geburtstag 1993 und 1998, Theodor-Frings-Preis der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Universität Leipzig 2001 und Gedenkschrift 2009 – nimmt der umfangliche Band einen würdigen Platz ein, denn nun ist auch jüngeren Wissenschaftlern das bedeutende Werk Manfred Lemmers als Arbeitsmaterial in die Hand gegeben.

Alle seine Arbeitsgebiete sind vertreten, deutsche Literaturgeschichte (15 Beiträge von 1956–2003), Kulturgeschichte (neun Beiträge von 1969–2007), Geschichte der deutschen Sprache (fünf Beiträge von 1983–1996), Germanistikgeschichte (sechs Beiträge von 1956–2005). Innerhalb der vier Themenbereiche sind die Aufsätze chronologisch geordnet. Folgende Schwerpunkte lassen sich herauskristallisieren: In der Literaturgeschichte sind es die Ottonenzeit (Ludwigslied, Hrotsvit u. a.), die klassische mittelhochdeutsche Zeit, die Erzählliteratur des 13. bis 15. Jahrhunderts, die deutsche Vergil- und Petrarca-Rezeption im Humanismus, Sebastian Brant, Luther und die Teufelsliteratur im 16. Jahrhundert; in der Kulturgeschichte geht es um Elisabeth von Thüringen, Burgen Thüringens, die Kochkunst (besonders im 18./19. Jahrhundert). Die sprachgeschichtlichen Aufsätze befassen sich mit mystischem Schrifttum in Helfta, mit Luthers Auseinandersetzung mit dem Rotwelschen, vor allem mit der Wirkung der Luthersprache im 17./18. Jahrhundert und in der deutschen Sprache der Gegenwart; eine Miscelle ist dem Adjektiv „Anhaltinisch“ gewidmet. Der Teilbereich „Germanistikgeschichte“ hat den bei Bitterfeld geborenen Philipp von Zesen, das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm und besonders die Geschichte der Germanistik in Wittenberg und Halle zum Gegenstand.

Mehr als 50 Jahre wissenschaftlichen Wirkens werden also ausgebreitet, und beeindruckend sind vor allem drei Charakteristika: Zu profundem Fachwissen in allen Gebieten – sowohl in der Darstellung als auch in der Bibliographie – gesellt sich verständliche Darstellungsweise. Auf Hervorhebung eines eigenen Standpunktes oder gar Polemik wird vorsätzlich verzichtet, selbst wenn es um das Wissenschaftsleben im Nationalsozialismus und in der DDR geht, d. h. alle Beiträge sind ideologiefrei. Selbst die über 30-jährige Zwangsunterbrechung der Arbeiten an dem von Karl Bischoff (1905–1983) initiierten „Mittelbischen Wörterbuch“ wird sachlich in einer Anmerkung zum Aufsatz „Deutsche Sprache und Literatur an den Universitäten Wittenberg und Halle (1502–1945)“ abgehandelt.

Schon der Ort der Publikationen kennzeichnet das Schaffen Manfred Lemmers. Bis 1958 äußerte er sich zur Geschichte der Hallenser Germanistik und Sprechkunde in der Wissenschaftlichen Zeitschrift seiner Universität. Dort wurde er erst seit den 1980er Jahren wieder aktiv, als es um die von ihm initiierte Tagung zur Sprachwirkung Luthers ging, und 2002, als die Hallenser Germanistik-Geschichte ohne Scheuklappen dargestellt werden konnte. Festschrift-Beiträge verfasste er für integre Wissenschaftler wie Heinz Mettke, Hans-Gert Roloff, Gotthard Lerchner, Walter Röhl bzw. für solche, die unter den Eingriffen der DDR-Wissenschaftspolitik zu leiden hatten wie Werner Schröder und Günter Mühlpfordt. Zu DDR-Zeiten publizierte er meist in Verlagen, denen es nicht vordergründig um Ideologie ging (die der DDR aber durch Devisenbeschaffung nützten) wie Edition Leipzig, die Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung und Insel-Verlag in Leipzig, Koehler & Amelang und Union Verlag Berlin. Viel tat er für Vereine, Stiftungen und meist wenig finanzkräftige Institutionen Thüringens und Sachsen-Anhalts (Verein zur Rettung und Erhaltung der Neuenburg in Freyburg/U., Verein zur Rettung und Erhaltung der Runneburg in Weißensee/Thür., Verein für Anhaltinische Landeskunde, Wartburg-Stiftung Eisenach, Kreismuseum Bitterfeld, Nordhäuser Geschichts- und Altertumsverein, Verwaltung der Lutherstadt Eisleben, Landesheimatbund Sachsen-Anhalt, Marienbibliothek in Halle). Diese Publikationsorte zeigen außerdem zweierlei, zum einen seine Verbundenheit mit den Kulturregionen Sachsen-Anhalts und

Thüringens, zum anderen sein Anliegen, das Bewusstsein für Kulturgeschichte, besonders der Heimatregion, in breiten Bevölkerungskreisen wachzuhalten. Das gilt auch für Tagungsbände in Straßburg und Halle und einen Baseler Ausstellungskatalog. In der DDR veröffentlichte er regelmäßig in der Leipziger populärwissenschaftlichen Monatszeitschrift (Heftpreis 50 Pfennige) „Sprachpflege“ (daraus ist hier ein Aufsatz zum Lutherdeutsch und zur deutschen Gegenwartsprache abgedruckt), im vereinigten Deutschland im Mitteldeutschen Jahrbuch für Kultur und Geschichte 2005 und 2007.

Die Verbindung von hohem wissenschaftlichem Niveau und eingängigem, verständlichem Stil in allen hier versammelten Aufsätzen bewirkt, dass deren Lektüre nicht nur belehrt, sondern auch Vergnügen bereitet. Gründlichkeit und Souveränität bewahren die Arbeiten vor Patina-Ansatz, sodass sie für Forschung und Lehre heute noch nützlich sind. Hinzu kommt, dass die hier behandelten Gegenstände – noch dazu in der überall sichtbaren kulturhistorischen Fundierung – seither nicht mehr im Mittelpunkt der Forschung standen (nicht einmal die Luther-Dekade hat annähernd gleichwertige Aufsätze zur Luthersprache und ihrer Wirkung hervorgebracht), sodass alles in diesem Band Publierte nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Die immense Mühe der Erarbeitung des Bandes hat sich gelohnt. Aus dem umfangreichen Werk sind repräsentative Schriften aus allen Arbeitsgebieten Manfred Lemmers ausgewählt. Nicht eine photomechanische Wiedergabe mit unterschiedlichem Schriftspiegel aus früheren Veröffentlichungen ist zusammengestellt worden, sondern alles ist neu gesetzt, sodass der Gesamtband wie „in einem Guss geboten“ wird. Jork Heinemann gebührt Dank für alle mit großem Engagement durchgeführten Eingabearbeiten, und Irene Roch-Lemmer hat so genau Korrektur gelesen, dass keine Setzfehler auffallen. Alle Beteiligten verdienen Dank für dieses wertvolle Arbeitsinstrument, das das Andenken an einen herausragenden Wissenschaftler bewahren hilft.

*Rudolf Bentzinger*

RÜDIGER GÖRNER: Die Leiden des N. – Eine Naumburger Trilogie, Niederfrohna  
Mironde Verlag 2014, 45 S., mit Abb.

„Der Wahrheit Freier – du?“ so höhnten sie – „Nein! Nur ein Dichter!“  
(Nietzsche, 1888)

Nein, hier liegt keine neue spitzfindig textkritische Augenblickserkenntnis vom Gemüt Nietzsches vor, auch keine spruchhaft verknappte Leidensgeschichte des „tollen Menschen“, sich selbst verfallen, nach eigenem Bild sich selbst geboren, im Rausch zum Gott emporgereckt. Es ist vielmehr ein geschichtspoetisches Panorama des geistig-kulturellen Schmelztiegels Mitteldeutschland in Versen. Ein Spiel mit Worten und auch mit der Wahrheit, mit Rhythmus und Metrik im „Reich des Zwecklos-Schönen“. Freilich eine heute in Deutschland für Wissenschaftler ungewöhnliche Art des Würdigens. Dennoch bewegt sich der Autor, Direktor des Germanistischen Instituts der Queen-Mary-Universität London, in klassischer Tradition mit einem kaum zu steigernden Assoziationsreichtum der Sprache. Er wollte sich dem zutiefst Ästhetischen, Dichterischen in Nietzsches Spätwerk poetisch nähern. Eine Verklärungsliryk ist es durchaus nicht, eher eine verfremdete Liebeserklärung aus einem künstlerischen Gestaltungswillen heraus, ein Feiern der dem Autor so teuren Region Naumburg. Und „was aus Liebe getan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse“ (N.). Die Verse über Nietzsche werden in der vorliegenden Trilogie gerahmt von Strophen über den Begründer der deutschen Ägyptologie, Karl Richard Lepsius, sowie über den Silbermann-Schüler Zacharias Hildebrandt, die mit dem Verkettungselement Naumburg (bzw. Röcken und Schulpforta) locker verknüpft sind. Die dafür geschaffenen kongenialen Collagen von Osmar Osten machen die Brüche der den historischen Prozess überlagernden Diskursschichten sichtbar. In den Versen werden zunächst als nebensächlich erscheinende Begebenheiten geschildert, klug jegliche kühnerische Posen oder große Gefühlsaufschwünge meidend. Alles, was der Leser schon weiß, wird nicht noch einmal erzählt, ja, nicht einmal angedeutet. Die Worte fließen unaufhaltsam wie Wasser die Kaskaden herunterfließt, und der Leser ist bald verblüfft, wie schnell er am Ende des Oktav-Büchleins angekommen ist.

*Bodo Brzóska*

RUDOLF HILLER VON GAERTRINGEN (HG.): Ade Welt. Ich bin nun daraus. Memoriale Inschriften auf Grabsteinen und Epitaphien der Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig, bearb. v. Rainer Kößling u. Doreen Zerbe (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Reihe A, Bd. 7), Leipzig Evangelische Verlagsanstalt 2011, 376 S., mit Abb.

Der vorliegende Band ruft die tragische Sprengung der traditionsreichen Leipziger Universitätskirche am 30. Mai 1968 in schmerzliche Erinnerung. Denn die zahlreichen historisch und künstlerisch bedeutenden Grabsteine und Epitaphien von zumeist Angehörigen der Alma mater Lipsiensis wurden neben anderen Ausstattungsstücken zwar teilweise geborgen, aber die dazugehörigen Gräber wurden zerstört, so dass das Gedächtnis an die Verstorbenen allein durch die Inschriften und Bildprogramme der Grabplatten und Epitaphien bewahrt wird. Nach der Lagerung zunächst im damaligen Dimitroffmuseum (heute Bundesverwaltungsgericht), seit 1983 in der Heilandskirche in Leipzig-Plagwitz, seit 2004 in einem Universitätsdepot, werden sie seit dieser Zeit in Vorbereitung auf die Wiederanbringung im neuen innerstädtischen Universitätscampus schrittweise konserviert und restauriert.

Trotz der grundlegenden Erfassung und Untersuchung der Grabsteine und Epitaphien in dem 1995 erschienenen Inventarwerk „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen: Stadt Leipzig. Die Sakralbauten, Bd. 1“ fehlte bislang eine Edition aller erhaltenen Texte unter philologischem Aspekt. Diese liegt nun vor in der Bearbeitung des Leipziger Altphilologen und Germanisten Rainer Kößling, der die zum Teil schwierigen lateinischen und griechischen Texte mit großer Sorgfalt transkribierte und ins Deutsche übersetzte, und der Leipziger Kunsthistorikerin Doreen Zerbe, die die deutschen Inschriften transkribierte und aufgrund umfangreicher Archiv- und Literaturstudien die den Inschriften als Ergänzung beigegebenen Biographien der verstorbenen Persönlichkeiten – sehr verdienstvoll – erarbeitete. Von Doreen Zerbe stammt ferner der einführende Aufsatz „Die Paulinerkirche als Begräbnisplatz und Stätte des Totengedenkens“ (S. 15-55), der einen fundierten Überblick über die Bestattungskultur in St. Pauli vom 13. bis zum 18. Jahrhundert gibt.

Der Katalog (S. 60-317) umfasst 66 Grabplatten und Epitaphien aus Stein, Holz oder Metall, chronologisch nach dem Todesjahr der betreffenden Persönlichkeiten angeordnet, beginnend mit Landgraf Dietrich von Wettin, gen. Diezmann (gest. 1307), einer künstlerisch bedeutenden Holzstatue, und endend mit dem Epitaph für den Juristen August Florens Rivinus (gest. 1769). Es handelt sich vor allem um Grabsteine und Epitaphien von Professoren der Universität (insbesondere Juristen, Theologen, Mediziner) und ihren Familien, aber auch von Vertretern des Bürgertums (besonders im 16. Jahrhundert), die der Universität nahe standen. Die Inschriften und die als erste Annäherung zu verstehenden Biographien spiegeln die persönlichen Lebensumstände der jeweiligen Persönlichkeiten und ihre zumeist verhältnismäßig geringe Lebenserwartung wider und geben auch sozialgeschichtliche Aufschlüsse. Zuweilen finden sich sogar Hinweise auf größere historische Ereignisse.

Als Beispiele seien u. a. herausgegriffen die Grabplatte des Juristen Mathias Hahn (gest. 1506), das Epitaph des hochverdienten Rektors der Universität Caspar Borner (gest. 1547), ferner das Epitaphbild des Gräzisten Joachim Camerarius (gest. 1574), das Epitaph des Juristen Heinrich Heideck (gest. 1603; er war u. a. Kanzler des Grafen zu Mansfeld-Bornstedt, nicht des Grafen zu Bornstedt, S. 161), die Grabplatten der adligen Studenten Johannes von Zesterfleth (gest. 1613) und Johannes von Berlepsch (gest. 1618) sowie das Epitaph des Rechtswissenschaftlers Benedikt Carpov d. J. (gest. 1666) und seiner beiden Ehefrauen. Manchmal wurde Frauen auch ein eigenes Gedächtnismal gesetzt, so die Inschriftplatte für Magdalena Richter (gest. 1633; daraus der Buchtitel) und die Grabplatte der Witwe Anna Hassert (gest. 1657).

Jedem einzelnen Grabstein bzw. Epitaph ist ein Schwarz-Weiß-Foto beigegeben, das dessen Zustand vor der Sprengung der Kirche oder vor der Auslagerung im Zweiten Weltkrieg zeigt, während 32 Farbtafeln (im Anhang) den Zustand ausgewählter Stücke nach der Konservierung und Restaurierung wiedergeben und deren künstlerische Qualität besonders deutlich erkennen lassen.

Den gründlich recherchierten und sorgfältig bearbeiteten Band beschließen das Quellen- und Literaturverzeichnis, Erläuterungen zu der mitunter schwierigen Begrifflichkeit der Amtsbezeichnungen und ein Namensindex.



Die philologisch und historisch ausgerichtete Arbeit stellt einerseits einen gewichtigen Beitrag zur Leipziger Universitäts- und Stadtgeschichte dar und bildet zugleich eine Grundlage für weiterführende Forschungen. Andererseits schafft sie auch eine Voraussetzung für die Wiederaufstellung und würdige Präsentation der Grabsteine und Epitaphien auf dem neuen Universitätscampus am Augustusplatz: 16 Grabplatten haben ihren Platz im Neuen Augusteum gefunden; 21 große Epitaphien und mehrere kleinere Werke wurden von 2014 bis 2017 im klimatisierten Altarraum des Paulinums, des neu errichteten Kirche-Aula-Baues, installiert. Bleibt, der in Vorbereitung befindlichen kunsthistorischen Aufarbeitung der Grabsteine und Epitaphien (Vorwort des Herausgebers, S. 10) erwartungsvoll entgegenzusehen.

*Irene Roch-Lemmer*

**HENDRIKJE WARMT: Karl Hagemeister – In Reflexion der Stille. Monographie und Werkverzeichnis der Gemälde, Berlin be.bra wissenschaft verlag 2015, 527 S., mit Abb.**

Der Maler Karl Hagemeister, am 12. März 1848 in Werder an der Havel geboren, dort am 5. August 1933 gestorben, gehört zu den bedeutendsten brandenburgischen Malern des 19./20. Jahrhunderts. Zu seiner Person gibt es ein aussagestarkes Quellenmaterial (eigene Tagebuchaufzeichnungen, eigene Selbstbiographie) sowie umfassende Sekundärliteratur. Mit der Gründung des Museums der Havelländischen Malerkolonie in Ferch am Schwielowsee im Januar 2008 war nach jahrzehntelanger Stille endlich erneute, breite Aufmerksamkeit für alle jene Maler und Malerinnen verbunden, für die Ferch seinerzeit das wichtigste Lebens- und Arbeitszentrum darstellte. Vor nunmehr gut hundert Jahren waren Maler wie Carl Schuch, Karl Hagemeister und Hans-Otto Gehrke aus der Metropole Berlin hierher gezogen und hatten sich der Unberührtheit und Schönheit der Natur, den vorgefundenen Orts- und Landschaftspanoramen verschrieben. Mit der neuen Veröffentlichung von Hendrikje Warmt wird nun Karl Hagemeister eine Aufmerksamkeit zuteil, die er in dieser Form bisher nicht erfahren hatte. In Ferch lebte Hagemeister zurückgezogen und galt im Dorf als Eigenbrötler. Anfänglich verstand er sich vor allem als Jäger und Fischer, bis ihn die unverstellte Natur immer stärker ansprach und er sich zum Malen hingezogen fühlte. Hendrikje Warmt schildert in ihrer Publikation – gründlich recherchiert und ausführlich – die Biographie, seine Kindheit in bescheidenen Verhältnissen in Werder an der Havel, bereichert mit zahlreichen historischen Fotos, Ansichten von Werder, dem Wohnhaus Hagemeisters, das noch heute existiert, mit Fotos des Malers, auf denen er u. a. vollbärtig wie Heinrich Zille posiert. Der Autorin gelingt eine lebendige Vorstellung vom Alltagsleben der Obstbauern und Kleinbürger in diesem kleinen Städtchen. Überraschen muss die Fülle der den biographischen Text bereichernden Zeichnungen, Skizzen, Pastelle, Gemälde und Selbstporträts.

Die künstlerische Entwicklung des anfangs als Volksschullehrer ausgebildeten und auch kurzzeitig tätigen Hagemeisters stellen detailliert die Ausführungen der Anfangsjahre dar. Dem Zufall verdankte Hagemeister, den der Lehrerberuf nicht ausfüllte und der sich in seiner Freizeit mehr und mehr zur Malerei hingezogen fühlte, die Bekanntschaft mit dem Berliner Akademie-Professor Ferdinand Bellermann, der sehr schnell die zeichnerische Begabung Hagemeisters erkannte und ihn als Schüler zum Studium der Malerei nach Weimar zu Friedrich Preller d. Ä. empfahl. Die Weimarer Malerschule genoss dazumal bereits den ausgezeichneten Ruf, künstlerischen Entwicklungen gegenüber aufgeschlossener zu sein als andere Städte, etwa dem französischen Einfluss der „Schule von Barbizon“. In diesem Zusammenhang schien es Hendrikje Warmt sinnvoll, die „Landschaftsmalerei in Deutschland. Entwicklungen und Tendenzen im 19. Jahrhundert“ ebenso separat darzulegen wie auch „Die Weimarer Studienzeit unter Friedrich Preller d. Ä.“. Hagemeister verdankte Preller schließlich seine wegweisende Entscheidung, nämlich seine Zukunft in der Bildsprache des reinen Landschaftsmalers, sogar des Naturmalers zu sehen. Von Weimar aus unternahm Hagemeister Studienreisen nach Rügen, Eisenach, München und Hintersee, und in Hintersee begann 1873 die lange Künstlerfreundschaft mit Carl Schuch. Die gemeinsamen Schaffensjahre von 1878 bis 1881 und dann die gemeinsame Pariser Zeit ab 1882 finden ausführlich Widerhall. Für beide Künstler bedeutete die Auseinandersetzung mit der erblühenden Moderne Frankreichs eine Phase kritischer Selbstfindung. Allerdings setzte ihr Disput bezüglich der Stilllebenmalerei der langen Freundschaft ein plötzliches Ende. Hagemeister notierte: „1883 war ich mit Schuch in Paris, und ich erkannte, dass nur die Natur der einzige Lehrer sein konnte. Darum ging ich wieder nach Ferch, wo ich bis 1912 in stiller Einsamkeit blieb und mich immer mehr mit der Natur vereinigte“.

Die impressionistische Schaffensphase zeichnete sich mit Hagemeisters endgültiger Rückkehr nach Ferch im Mai 1884 immer deutlicher ab. Die beeindruckende, abwechslungsreiche Seenlandschaft, die unberührte Natur wie auch eine die Seele berührende Stille, getragen von einem beständig wechselndem Licht- und Schattenspiel, forderten ihn in nie gekanntem Maße heraus. Hendrikje Warmt formuliert: „Das Studium von Licht- und Luftwirkung in freier Natur wurde zum Credo seines Werkprozesses, um die vielseitige Schönheit des Naturspiels an Farben und Formen in eine malerische Stimmungslandschaft umsetzen zu können. Diese Ansicht des Erlebens und Studierens der Natur und deren Gesetze, ergab die künstlerische Quintessenz, welche die folgenden schaffensreichen Jahre des Landschaftsmalers Karl Hagemeister bestimmen sollte“.

Das Frühwerk Hagemesters war geprägt von Stilleben und Jagdstücken, vorübergehend bezog er figurliche Darstellungen mit ein, doch gab er diese Motive nach 1900 fast gänzlich auf. Seit 1878 nahm er an den Berliner Akademie-Ausstellungen teil und stellte seine Arbeiten sowohl im Münchner Glaspalast als auch seit 1899 in der Berliner Sezession aus. Seit 1907 erweiterte Hagemester seine Sujets mit Seestücken, Wellen- und Wogenbildern. Dabei zeichnete er sich durch einen imposant wirkenden Detail-Bildausschnitt aus, der in dieser Weise ein Novum in der Malerei der Zeit darstellte. Seine erste große Werkschau fand im Herbst 1912 in der Galerie Heinemann in München statt, die im Dezember dann bei Schulte in Berlin und im Frühjahr 1913 auch im Hamburger Kunstverein gezeigt wurde. Damit war der künstlerische Durchbruch vollzogen. Hagemester wurde ordentliches Mitglied der Akademie der Künste Berlin, dann zusammen mit Max Liebermann Mitbegründer der „Berliner Sezession“ und pflegte regen Kontakt zur Berliner Künstlerschaft. Im Alter von 85 Jahren starb Hagemester 1933 in Werder.

Hendrikje Warmt hat in ihr Werkverzeichnis 590 Ölgemälde aufgenommen und farbig reproduziert, ihre Provenienz recherchiert und verzeichnet. Neben der Biographie und wissenschaftlichen Einordnung des Malers bereichern Tagebuchaufzeichnungen und ein Ausstellungsverzeichnis diese Arbeit. Als eine Besonderheit muss die „Kleine Selbstbiografie von Karl Hagemester“ bezeichnet werden, die der Künstler am 2. Februar 1928 verfasst hat. Damit stellt diese umfassende Publikation eine wichtige Referenz, also ein unabdingbares Arbeitsmittel für Sammler, Händler und Auktionäre dar, denn dank des Werkverzeichnisses lässt sich zunächst durch stilistisch vergleichbare und malerische Bezugspunkte feststellen, ob es sich bei neuauftauchenden Gemälden um echte oder gefälschte Werke handelt. In diesem Zusammenhang von Bedeutung ist außerdem, dass allein zehn unterschiedliche Signaturen des Künstlers am Ende des Bandes original und mit Jahreszahl aufgeführt werden.

Das positive Fazit muss jedoch durch den Hinweis ergänzt werden, dass im Anschluss an diese bedeutende Arbeit eine weitere sollte, die sich den zahlreichen Pastellen, Aquarellen und Zeichnungen Karl Hagemesters widmet.

*Antje Zier*

CHRISTIAN AHRENS: Die Weimarer Hofkapelle 1683–1851. Personelle Ressourcen – Organisatorische Strukturen – Künstlerische Leistungen (Schriften der Academia Musicalis Thuringiae, hg. v. Helen Geyer, Wolfgang Müller, Jan Neubauer, Claus Oefner und Christian Storch, Bd. 1), Sinzig Studio Verlag 2015, 652 S., mit Abb.

Ahrens „Weimarer Hofkapelle“ ist der erste Band einer von der Academia Musicalis Thuringiae geplanten, in unregelmäßigen Abständen erscheinenden eigenen Schriftenreihe zu Forschungsergebnissen der älteren Musik- und Kulturgeschichte Thüringens. Weitere Folgebände sind bereits angekündigt. Der voluminöse Band zum Auftakt setzt ob seines Themas und der detailreichen Abhandlung gleichsam den Maßstab: Es geht hier weniger um eine klassische Musikgeschichte an sich, vielmehr wird die Vielfalt eines sozialgeschichtlichen Bilderbogens vom ausgehenden 17. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer deutschen Residenzstadt am Beispiel einer Hofkapelle gezeichnet. Dabei stehen vor allem die handelnden Menschen im Mittelpunkt der Betrachtung mit all ihren oft allzu menschlichen Eigenheiten und Eitelkeiten, aber auch Tragödien und bitterer Not beispielsweise der Musikerwitwen und -weisen wird nachgegangen.

Fünf Jahre forschte Ahrens in Archiven in Weimar und Dresden und förderte eine Vielzahl von Akten zutage, deren Befunde er in erstaunliche Zusammenhänge stellt. Nach Vorwort und Einleitung widmet er den Trompetern, Stadtmusikern, Kapellisten, Hautboisten, Waldhornisten, Kapellmeistern und Musikdirektoren eigene Kapitel, um dann in Schlussgedanken die Ergebnisse seiner Untersuchung noch einmal zusammenzufassen. Ein Anhang mit Tabellen, Quellentexten, einem Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personenregister beschließen den Band. Bei der so strukturierten Anlage des Buches fällt auf, dass Ahrens eine große Zahl an z. T. überlangen Quellenauszügen direkt in den Text stellt; der Anhang hätte hier ausreichend Platz geboten und die Aussagekraft des Dargestellten sogar gewonnen. Sein „besonderes Verständnis für historische Quellen“ (hervorgehoben von seiner Verlegerin Gisela Schewe zur Buchpräsentation) zeigt sich hier in einer zuweilen überbordenden Detailverliebtheit. Doch letztlich ist es der mit höchster Genauigkeit und Sorgfalt betriebenen Quellenauswertung des Autors zu danken, dass die Vielzahl der Aktenbefunde nicht nebeneinander stehen bleibt, sondern in Verbindung gebracht ein völlig neues Bild der damaligen Verhältnisse liefert.

Musik eignet sich „wie kaum eine andere Kunst zur Darstellung höfischer Macht und kulturellen Qualitätsbewußtseins [...] Bis 1918 konzentrierte sich die hofmusikalische Förderpolitik der Ernestiner auf (neben anderen – JL) die Professionalisierung der funktionalen Musik für die wachsenden innerhöfischen Bedürfnisse und schließlich den Ausbau der nach außen wirkenden Militär- und Repräsentationsmusik“, schreibt Christiane Wiesenfeldt im Katalog zur Ernestiner-Landesausstellung 2016. So auch in Weimar. „Bis in die Gegenwart zeugen die Namen bedeutender Kapellmeister und Komponisten [...] von der Anziehungskraft und Bedeutung der dortigen Hofkapelle“, hebt Benjamin Spira an gleicher Stelle hervor. Ahrens dazu: „Zwar erreichte die Kapelle nicht das Niveau und Ansehen anderer Orchester in Deutschland, aber es ist schon erstaunlich, dass die unablässigen Streitigkeiten nicht noch weit größere negativen Auswirkungen hatten“. Zu dieser Einschätzung gelangt der profunde Kenner, der neben zahlreichen anderen Veröffentlichungen auch die im benachbarten Gotha spielende Hofkapelle untersuchte, durch seine „Entschlüsselung des Innenlebens“. Und er geht weiter und kennzeichnet eine Auseinandersetzung um 1699/1700 (den sog. „Trompeterstreit“) als „Stellvertreterstreit“ der Herzogsbrüder Johann Ernst III. und Wilhelm Ernst mit dem Potential einer Staatsaffäre und Kompetenzgerangel zwischen Herzog, sächsischem Kurfürst und letztlich dem Kaiser in Wien. Auch später war die Herrschaftsstruktur der Doppelregentschaft immer wieder die eigentliche Streitsache, so auch beim Kapellstreit 1719, eine „Schmierenskomödie“, diesmal zwischen Neffe (Ernst August I.) und Onkel (Wilhelm Ernst).

Doch, auch das macht Ahrens deutlich: Ein Teil der Musiker nutzte das durch die Streitigkeiten entstandene Durcheinander von Zuständigkeit, Verantwortung und Kompetenz geschickt zum Vorteil eigener Interessen aus. „Dem Erfindungsreichtum beim Nutzen von Schlupflöchern in den Vorschriften und in den von der Bürokratie eingeführten Kontrollmechanismen [...] waren keine Grenzen gesetzt“. Und auf der anderen Seite ist es geradezu unfassbar, „mit welchen Lappalien sich die Spitzen der Hofverwaltung und in den meisten Fällen auch der jeweilige Regent befassen mussten, [die im Übrigen – JL] der Ansicht waren, sie müssten auch noch die letzten

zwischenmenschlichen Probleme in der Kapelle regeln“. In diesem Kontext kann es nicht verwundern, dass – um prominente Beispiele zu nennen – Johann Sebastian Bach oder auch Franz Liszt der ständigen Auseinandersetzungen schnell überdrüssig wurden und die Kapelle bald verlassen wollten. Auch hier drängt sich der Eindruck auf, dass am Weimarer Hof, wie Ahrens konstatiert, „die Herrscher nicht bereit waren zu akzeptieren, dass der Absolutismus überwunden war“.

Noch viele von Ahrens genannte Beispiele und Episoden aus dem Innenleben der Weimarer Hofkapelle könnten genannt werden. Und doch würden sie ob der Fülle des Dargestellten nur einen Bruchteil dessen liefern, was Ahrens den Akten entlockt hat. Seine Abhandlung ist in vielerlei Hinsicht aufschlussreich und sowohl für die Musikwissenschaft als auch die Sozialgeschichtsschreibung (hier nicht zuletzt auch für die der Regenten Thüringens) bedeutungsvoll. Warum allerdings bei diesem inhaltlich hoch zu lobenden Werk durchweg die heute gebräuchliche deutsche Rechtschreibung keine Beachtung findet, bleibt unverständlich und schmälert den überaus positiven Gesamteindruck.

*Jürgen Laubner*

SIEGFRIED SCHMIDT-JOOS: Die Stasi swingt nicht. Ein Jazzfan im Kalten Krieg. Erinnerungen und Ermittlungen, Halle Mitteldeutscher Verlag 2016, 608 S., mit Abb.

„Also bleiben Sie bitte nach Kräften eigenwillig, aber teamfähig, aufsässig, aber einsichtig, unbeirrt, aber kompromissbereit, und KEEP ON SWINGING!“ (S. 586). Mit dieser Aufforderung, verfasst im Jahr 1958, beendet der Jazz-, Rock- und Pop-Experte Siegfried Schmidt-Joos eine Bilanz, die in ihrem Kern ein Vierteljahrhundert deutscher bzw. deutsch-deutscher Kulturgeschichte erfasst. Es handelt sich um die Jahre von 1936 bis 1961, die der Autor als „die spannendsten und ereignisreichsten der Jazz-Geschichte“ bezeichnet. „Schlag auf Schlag folgten auf den Swing Bebop, Cool und Westcoast Jazz, Hard Bop und den Free Jazz von Ornette Coleman und Miles Davis, mal kammermusikalisch, mal großorchestral, bevor es dann mit Rock-Jazz weiterging“ (S. 584).

Der Jazz und dessen Rezeption im Deutschland der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsjahre stehen im Vordergrund der Ausführungen des 1936 im thüringischen Gotha geborenen Verfassers. Unter der Hand liefert er jedoch gewissermaßen eine Studie der kulturellen Befindlichkeiten der deutschen Bevölkerung unter den Bedingungen zweier Diktaturen bzw. einer sich allmählich entwickelnden Demokratie in einem Teil Deutschlands. Wer sich zum Jazz bekannte, deutete damit unmissverständlich an, dass ihm Uniformität, Gleichschritt und Subordination zutiefst verdächtig waren und diese tunlichst gemieden werden sollten. Das belegt Schmidt-Joos anhand von Beispielen aus der Zeit des Nationalsozialismus, in der Jazzmusik zeitweilig geduldet, letztlich aber als ‚entartete Kunst‘ deklariert und damit als dem ‚gesunden Volksempfinden‘ nicht gemäß diskreditiert wurde.

Er beschreibt hier Ereignisse und Fakten gewissermaßen aus ‚zweiter Hand‘, nicht aus eigenem Erleben. Wirklich interessant werden seine Ausführungen dort, wo er selbst als Protagonist in das Geschehen involviert war und demzufolge auch authentisch darüber berichten kann. Das sind die Jahre 1954 bis 1961, also die seines Germanistik-Studiums an der halleschen Martin-Luther-Universität, seiner Flucht in die Bundesrepublik und die daran anschließende Etablierung in der Musikszene des Westens.

Der bereits in Gotha mit dem „Jazz-Bazillus“ (S. 193) infizierte Oberschüler kommt in die Saalestadt, in der er eine florierende Jazz-Szene vorfindet. Hier zelebriert der Gitarrist und Banjospieler Alfons Zschockelt mit seiner Washboard Five „eine Art folkloristischer Old-Time-Kammermusik“ (S. 10), Hans Buchmann versucht sich mit seinem Quintett an dem „zu jener Zeit äußerst attraktiven West Coast-Stil“ (S. 30). Der Gothaer lernt sie alle kennen. Ihm selbst, dem als Neunjährigem beim Spiel mit einer Panzerfaust die rechte Hand verlustig ging, war das aktive Musizieren dadurch unmöglich geworden. Stattdessen widmet er sich den historischen und theoretischen Fragestellungen des Jazz. Zusammen mit Zschockelt gründet er eine ‚arbeitsgemeinschaft jazz halle‘, die sogar von der FDJ-Organisation der Universität unterstützt wird. Auch in anderen Städten der DDR entstehen solche Arbeitsgemeinschaften, nehmen zueinander Kontakte auf. Zschockelt organisiert Jazz-Konzerte, Schmidt-Joos bietet Jazz-Vorträge an. In Leipzig wirbt der SED-Genosse und Marxismus-Dozent Reginald Rudolf für den Jazz und erhält sogar einen Sendeplatz beim DDR-Fernsehfunk in Berlin-Adlershof. Verbindungen werden geknüpft zum Deutschen Amateur Jazz Festival in Düsseldorf, das Buchmann-Quintett tritt hier 1955 auf und belegt in der Auswertung einen vielbestaunten dritten Platz, ein Mitglied der Gruppe, Hellmut Kaufmann, wird als bester Tenorsaxophonist ausgezeichnet. Ein Jahr später ist neben Buchmanns Band auch Alfons „Zschockelts Washboard Five“ in Düsseldorf zu hören – die Stadt Halle wird mittlerweile als heimliche Hochburg des DDR-Jazz gehandelt.

„So hätte es gut weitergehen können“, meint Schmidt-Joos, „doch die Verhältnisse – sie waren nicht so“ (S. 12). Zwar hatte der sowjetische Parteichef Nikita Chruschtschow mit einer Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956, die er zur Entlarvung der Verbrechen Stalins nutzte, für Zündstoff im Ostblock gesorgt, doch währte die davon ausgelöste Tauwetter-Periode nicht lange. Zumindest wies die DDR-Führung unter Walter Ulbricht jeglichen Verdacht des Stalinismus von sich und sorgte unbeeindruckt von Chruschtschows Darlegungen dafür, dass unter der Hand umso eifriger Kulturpolitik im Sinne des ‚Stählernen‘ betrieben wurde. Erinnerung sei nur an die Schauprozesse gegen die Protagonisten des Aufbau-Verlages Walter Janka und Wolfgang Harich im Jahr 1957 oder, um die Stadt Halle und ihre Universität in das Blickfeld zu rücken, die 1958 erfolgte Zerschlagung des Spirituskreises, einer der neuhumanistischen Tradition verpflichteten Gelehrtengeellschaft der halleschen Universität.

Auch hinsichtlich der Jazzmusik fanden sich bald Gegner, die deren Anhänger als ‚Feinde der DDR‘ zu entlarven suchten. Die Staatssicherheit etablierte Spitzel in den Reihen der Jazz-Freunde, Denunziationen blieben nicht aus, Verbote der Jazz-Arbeitsgemeinschaften folgten.

Am härtesten traf es Reginald Rudorf. Der hatte bereits Anfang der fünfziger Jahre im Jazz linke Tendenzen ausgemacht und ernsthaft daran geglaubt, mit dieser Musik die kulturpolitischen Intentionen der DDR-Führung torpedieren zu können. Einen Vortragsabend im Leipziger Kirow-Werk im Dezember 1956, den er zusammen mit seinem Freund Heinz Lukasz, ebenfalls Mitglied der SED, gestalten wollte, wurde von Schreihälsen aus dem Jugendverband vereitelt. Anschließend schlugen sie die auf dem Heimweg befindlichen Referenten brutal zusammen. Rudorf wurde zu einer zweijährigen Haftstrafe verurteilt. Nach deren Verbüßung verließ er die DDR in Richtung Westen, Lukasz hatte sich gleich im Anschluss an den Vorfall dorthin abgesetzt. Manche andere Jazzfreunde, unter ihnen Zschockelt und Schmidt-Joos, sahen unter den gegebenen Prämissen keine Aussichten für ein weiteres Verbleiben in der DDR mehr und gingen den gleichen Weg. Schmidt-Joos ebnete Rudorf den Weg zu einer Karriere im westdeutschen Medienbetrieb. 1964 publizierte er mit „Jazz in der Zone“ eine Broschüre, in der er über seine Erlebnisse mit dem Jazz in der DDR detailliert berichtet. Mit dem Weggang der ostdeutschen Protagonisten fand ein verheißungsvolles Kapitel deutsch-deutscher Jazzgeschichte im Amateurbereich vorerst ein abruptes Ende.

Erst nach dem Mauerbau von 1961 entwickelte sich in der DDR eine eigenständige Jazztradition, die vornehmlich dem Freejazz verpflichtet und im Wesentlichen von Berufsmusikern inspiriert war. In diesem Zusammenhang gab es auch erneute Kontakte zwischen einzelnen Musikern aus beiden Teilen Deutschlands. Sie wurden argwöhnisch beobachtet von offiziellen und inoffiziellen Mitarbeitern der Staatssicherheit, die dafür sorgten, dass die Beziehungen nicht zu engmaschig wurden.

Auch im Amateurbereich fanden sich bald wieder Musiker, die dem Jazz verbunden waren. Hier wurde vor allem im traditionellen Bereich und durchaus erfolgreich musiziert. Verbindungen zum westdeutschen Jazz verhinderten freilich die restriktiven Ausreisebestimmungen der DDR-Führung.

Über diese Entwicklung kann Schmidt-Joos allerdings nur vom ‚Hörensagen‘ berichten. Authentisch sind seine Aussagen da, wo er über seine eigene Tätigkeit im Bereich der Jazz-, Rock- und Popmusik der westlichen Welt informiert.

Sein Buch bietet Lektüreeerlebnisse, die den Jazzfreund anregen, sich mit seinen eigenen Erlebnissen in ‚Sachen Jazz‘ auseinanderzusetzen, die, angereichert mit Dokumentarmaterial aus dem Reservoir des Staatssicherheitsdienstes und zahlreichen Veröffentlichungen, einen spannenden Bereich der kulturellen Geschichte unseres Landes deutlich werden lassen.

*Hans-Joachim Kertscher*

LYNDAL ROPER: Der Mensch Martin Luther. Die Biographie. Aus dem Englischen von Holger Fock und Sabine Müller, Frankfurt am Main S. Fischer 2016, 736 S., mit Abb.

Am 7. November 2016 nahm die australisch-britische Historikerin Lyndal Roper (geb. 1956) in Düsseldorf den internationalen Forschungspreis der Gerda-Henkel-Stiftung entgegen. Gewürdigt wurden damit ihre Forschungen zu Martin Luther und dem Reformationszeitalter. Ihre englischsprachige Biografie „Martin Luther. Renegade and Prophet“ erschien im Juni 2016 und bereits im September in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Der Mensch Martin Luther. Die Biographie“.

Wiederum ist damit eine für die deutsche Geschichte außergewöhnliche Studie australisch-englischer Provenienz vorgelegt worden. Erinnerung sei an Christopher Clark und seine Forschungen zu Preußen, Wilhelm II. und zum Ersten Weltkrieg. Ist es der Blick von außen, der neue Fragestellungen und Sichtweisen geradezu provoziert? Ist es Ungezwungenheit, die die Geschichte einer Nation und deren Wirkung auf die europäische und Weltgeschichte neu zu beschreiben leichter macht? Wie dem auch sei: Roper „hat bahnbrechende Arbeiten zur Sozial-, Geschlechter-, Psycho- und Körpergeschichte vorgelegt, die gleichermaßen durch theoretischen Scharfsinn, souveräne Beherrschung einer imponierenden Fülle von Quellen und eine geschliffene Sprache zu bestechen vermögen. In ihren Forschungen zum Reformationszeitalter hat [sie – J. L.] die Beziehungen zwischen Religionen und sozialer Ordnung in einer völlig neuartigen Weise konzeptualisiert [...]. Die jüngsten, von einem körpergeschichtlichen Ansatz geleiteten Studien zur Biografie Martin Luthers werden im Lutherjahr 2017 sicherlich den Verlauf der Debatte über den Reformator nachdrücklich mitbestimmen“, begründet die Jury ihre Entscheidung zur Preisverleihung.

Roper gliedert ihre Biografie in 19 Kapitel; ein Anhang mit Anmerkungen, Dank, Abkürzungen, dem Umgang mit Zitaten, einer Bibliografie, einem Abbildungsnachweis und einem Register schließt sich an. In der vorangestellten Einleitung beschreibt Roper ihr Ziel: „In diesem Buch werden Luthers emotionale Wandlungen skizziert, ausgelöst durch die religiösen Umwälzungen, die er selbst in Gang gesetzt hatte. Denn seine Persönlichkeit hatte große historische Auswirkungen – im Guten wie im Schlechten. Sein bemerkenswerter Mut und seine Zielstrebigkeit schufen die Reformation; seine Verbohrtheit und sein Vermögen, Gegner zu dämonisieren, hätten sie beinahe zerstört“ (S. 18). Und mit Bezug auf die Psychohistorie (Erik Erikson, Erich Fromm) schreibt sie weiter: „Es mag verwegen erscheinen, eine psychoanalytisch beeinflusste Biographie“ (S. 19) in Angriff zu nehmen und zitiert dazu in der Anmerkung Lucien Febvre: „Ein freudianischer Luther: Man ahnt schon im Voraus

, wie er aussehen wird, und falls ein unerschrockener Luther-Forscher uns dieses Bild tatsächlich vor Augen führt, verspürt man keinerlei Neugier, es genauer kennenzulernen“ (S. 543). Roper ist unerschrocken genug und mit jeder gelesenen Seite möchte man mehr über ihr Luther-Bild erfahren.

Über zehn Jahre hat Roper an ihrem Buch gearbeitet, sehr intensiv auch im Kernland der Reformation recherchiert, und sie wollte dabei Luther selbst verstehen. „Ich will wissen, wie ein Mensch des 16. Jahrhunderts die ihn umgebende Welt wahrnahm. Ich möchte seine Seelenlandschaft erforschen“ (S. 19). Dafür nutzte sie vor allem den uns überlieferten Briefwechsel; sie las seine Briefe „als literarische Quellen, die seine Gefühle mitteilten und seine Beziehungen zu anderen erhellten. Luthers Briefe waren in der Absicht geschrieben, Dinge zu bewegen. Seine Irrtümer, Fehlritte, Selbstrechtfertigungen und seine Vorliebe für bestimmte Formulierungen verraten viel darüber, was ihn bewegte“ (S. 24). Herausgekommen ist ein Blick auf den Mensch Luther mit bislang unerkannten Facetten: Luther war ein „widersprüchlicher Mensch“ mit „charismatischer Ausstrahlung“, ein „fantastischer Freund“, aber „wenn man Streit mit ihm hatte, war die Feindschaft unerbittlich“; er „vereinte Leib und Geist und lehnte das Fleischnliche nicht ab. Er dachte mit dem Körper und durch den Körper. Seine Erfahrung mit Gott ist eine körperliche“, und auch „die Angriffe des Teufels werden körperlich erfahren“, sagte sie in einem Zeitungsinterview.

In den ersten beiden Kapiteln geht Roper dem Vater-Sohn-Konflikt nach. Hans Luder traf es hart, dass sein Sohn Martin das für ihn geplante Leben ablehnte. Noch vor seinem Klostereintritt gewann die mütterliche Welt für die Entwicklung seiner Spiritualität Bedeutung. Seine „Frömmigkeit könnte eine starke feminine Seite enthalten haben: Sankt Anna und Maria wurden wichtige Figuren in Luthers religiöser Vorstellung, und die Mythen und Geschichten, die sich um seine Zeit in Eisenach ranken, weisen auf einen jungen Mann, dem fern von zu Hause die Mutter fehlte und der Zuwendung



suchte“ (S. 64). Roper bestätigt Eriksons Einschätzung, dass „sich Luthers schwierige Beziehung zu seinem Vater in seiner Theologie widerspiegeln: Gott wurde Luthers Vater“ (S. 70), geht dann aber weiter: „Luthers Verständnis von Gott erfasste den Abstand zwischen Gott und Mensch in der grundsätzlichen Unmöglichkeit, Gott zu erkennen, und in der Verborgenheit Gottes im Leiden Christi am Kreuz [...]. Gleichwohl bestand Luthers Revolte gerade darin, gegen Autoritäten aufzubegehren, die zu seiner Zeit als Formen väterlicher Autorität verstanden wurden, Papst und Kaiser eingeschlossen. Luthers Fähigkeit, solchen Figuren entgegenzutreten, musste von innen kommen, und der erste Schritt dazu war die Rebellion gegen seinen Vater“ (S. 71).

Im Sommer 1505 sagte sich Luther von seinem bisherigen Leben los und trat in das Erfurter Augustinerkloster ein – Roper geht in diesem Zusammenhang der Frage nach, warum sein Glaube solch asketische Züge annahm. „Sein Eintritt ins Kloster war Rebellion gegen den Vater gewesen und die Zurückweisung der männlichen Identität und patriarchalischen Macht [...]. Statt ihrer wählte er ein Leben, dessen Inhalt das religiöse Studium der Bücher war sowie frommer Gehorsam und bei dem sich alles um die Kasteiung des Körpers drehte [...]. Auch ein Gefühl von überwältigender Schuld muss eine Rolle gespielt haben“ (S. 80). „Luther scheint geradezu in Schuldgefühlen geschwelgt zu haben, als könnte er, wenn er es zum Äußersten trieb, eine höhere Stufe des frommen Selbsthasses erleben, der ihn Gott so nahe wie möglich bringen würde“ (S. 81). Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist Ropers Hinweis auf eine Predigt, die Luther im Mai 1515 in Gotha hielt, und die uns „mehr als jedes andere Zeugnis in Tuchfühlung mit der religiösen Verzweiflung und den überwältigenden Gefühlen von Sündhaftigkeit, die der Mönch Luther empfand“ (S. 104) bringt – bemerkenswert auch deshalb, weil er genau zu diesem Zeitpunkt mit dem Studium der Paulusbriefe an die Römer begann, das seine Spiritualität verändern sollte.

Roper zeichnet ein überaus anschauliches Bild der sächsischen Provinzstadt Wittenberg und ihrer Bewohner; die Elbestadt sollte zur „Bühne für Luthers Reformation“ werden, ihre Universität in der Folge eine international renommierte Einrichtung, die Stadt zu einem Zentrum des Buchdrucks. „Es war gerade der Provinzialismus dieser Universität, der es ermöglichte, dass sich hier eine kleine Gemeinde bildete, in der ein Mann wie Luther aufblühen und seine Ideen ungehindert und frei [...] entwickeln konnte“ (S. 105). Gleichzeitig „liegt eine merkwürdige Ironie darin, dass Luthers akademische Arbeit ursprünglich durch den Handel mit Reliquien ermöglicht wurde“ (S. 110), ein schmerzhafter Widerspruch für den Ablassgegner. Luther stieg schnell aus der Gruppe der akademischen Lehrkräfte („Peergroup“, S. 124) zur zentralen Gestalt auf. Am 31. Oktober 1517 gab er seine Thesen bekannt, und in der Folge „gewann jene Seite Luthers die Oberhand, die stärker auf Taten, Auslegung der Schrift und Autorität ausgerichtet war. Sie sollte das Luthertum und den Protestantismus für die folgenden Jahrhunderte prägen“ (S. 138).

In den folgenden Kapiteln geht Roper Luthers Kampf gegen den Papst und den Begegnungen mit seinen Widersachern nach. Ihre Quellenauswertung wird zur spannenden Erzählung: Cajetans „väterliche Zuwendung musste ihn zwangsläufig erzürnen“ (S. 153); die „Art und Weise, wie er [Luther – J. L.] den Buchdruck einsetzte, war taktisch brillant“ (S. 160); seine Auseinandersetzung mit Eck in Leipzig hatte gezeigt, dass „er ein schlechter Darsteller war, der zu persönlichen Beschimpfungen neigte und in Debatten [...] nicht glänzen konnte“ (S. 182). Interessant, wie Luther sich seinen Vaterfiguren widersetze oder, im Fall von Staupitz, ihnen entwuchs und dabei zugleich selbst wie ein Vater (gegenüber Melanchthon) handelte (S. 198 f.). Seine großen Schriften von 1520 entstanden in einem „neuen entspannten Stil. Sie strahlten Vertrauen und Sicherheit aus [...]. Doch vor allen Dingen sprach er die Leser direkt an, zog sie hinein in seine Argumentation“ (S. 204). Dazu gehört auch seine Polemik gegen das kirchliche Zölibat. „Sex sei natürlich, und der Papst habe so wenig Macht, Sex zu verbieten“ – diese offene Einstellung „ist Teil von Luthers Akzeptanz der Körperlichkeit“ (S. 210). Es folgen Worms und Wartburg; „Luther veränderte sich nicht nur physisch und emotional, der Wandel war auch ein theologischer“ (S. 257): „es ist bemerkenswert, wie Luther seine inneren Kämpfe [...] für seine Theologie nutzte. Seine schonungslose Auseinandersetzung mit dem Drama seiner eigenen Vaterbeziehung vertiefte sein Verständnis von Gott“ (S. 267), seiner Allmacht, die dem menschlichen (kindlichen) Unvermögen und der Hilflosigkeit, etwas für die Erlösung zu tun, gegenüberstand und den überwältigenden Abstand zwischen Gott und Mensch (ihre Entfernung) betonte.

Ausführlich geht Roper auf Karlstadt ein, der „Luther anfangs wie ein Idol verehrt und sich zu seiner rechten Hand gemacht“ (S. 281) hatte. Luther und Karlstadt, das war eine leidgeprüfte Beziehung, die zugleich aber auch „einige zentrale psychologische und emotionale Muster in Luthers

Leben“ (ebenda) erklärt und beleuchtet, warum seine Theologie und die Reformation wie bekannt verliefen. Zerbrochene Freundschaft und persönlicher Verrat waren Luthers Einschätzung, sein Hass eisig und kalt entschlossen: Ihre unterschiedliche Haltung zum Sakrament ließ die theologischen Vorstellungen beider unvereinbar werden. Und natürlich ging es auch darum, wer die Führung der Reformationsbewegung übernahm. Luther beharrte mehr und mehr auf seiner Führungsrolle und wurde zunehmend kompromissloser. Das mussten später auch andere qualvoll erfahren, ein „demokratischer Meinungs-austausch“ (S. 327) war seine Sache nicht, als „Schwärmer“ und „Enthusiasten“ bezeichnete er seine Widersacher. So auch im Bauernkrieg: „Indem er die Bauernaufstände zu einem Teil seines persönlichen Kampfes mit den ‚Mordpropheten‘ umdeutete, machte Luther die Sache zu einem Problem seiner Autorität und Lehre“ (S. 337), dies gipfelte in seiner „ganz und gar maßlosen Schrift“ (S. 343) wider die Bauern, „ihr blutrünstiger Ton nach dem Tod vieler tausend Bauern [war – J. L.] geschmacklos und wurde von vielen als äußerst anstößig empfunden [...]. Offenbar hatte Luther die Brücken hinter sich niedergebrannt“ (S. 344).

Luther „beschloss, den Teufel zu ärgern, indem er eine besonders große Sünde beging: Er heiratete“ (S. 352). Dabei fühlte er sich möglicherweise von dem damit verbundenen Vollzug (Beischlaf) eingeschüchtert und schrieb in einem Brief vorsorglich, ggf. auch die Josefsehe zu führen. Doch: „Womöglich zu seiner eigenen Überraschung entdeckte Luther nun das körperliche Vergnügen und fühlte sich dennoch geborgen in seiner Beziehung zu Gott“ (S. 371). Mehr noch: Sein Eheleben veränderte seine Theologie, aus dem Asket wurde ein Mensch mit Sinnesfreuden, Lust war für ihn ein Teil der menschlichen Natur. Auch körperlich veränderte er sich und gewann an Leibesfülle (Roper veröffentlichte dazu 2012 eine eigenständige Abhandlung unter dem Titel „Der feiste Doktor. Luther, sein Körper und seine Biographen“). Alles in allem: „Er war sowohl intellektuell als auch körperlich weniger beweglich als früher, machte es sich in seinem Arbeitszimmer gemütlich und hielt Hof bei Tisch“ (S. 392). Er „war ein massiver, gesetzter Patriarch geworden“ (S. 390).

Die folgenden Jahre bis zu seinem Tod sind geprägt von Erkrankungen und Erschöpfung bis hin zum völligen körperlichen und geistigen Zusammenbruch. Luther wurde nun, nach dem Eifer der ersten Reformationsjahre, selbst angegriffen und bedrängt und antwortete darauf mit Zorn. Zorn verlieh ihm Energie und psychologische Stärke. „Doch dieselben Qualitäten erschwerten es ihm zugleich, die Blickwinkel anderer zu verstehen oder zu erkennen, dass nicht jeder theologische Streit ein Kampf für Christus war [...]. Luther forderte vollständige intellektuelle und spirituelle Unterordnung [...]. Der Mann, der so intensiv für das Gewissen und die Freiheit und gegen die geistige Tyrannei gekämpft hatte, lief Gefahr, eine Kirche zu schaffen, die in mancherlei Hinsicht weniger tolerant war als die, die er bekämpft hatte“ (S. 404); „es war die Tragödie der Reformation, dass Luther die Beziehungen zu so vielen zerstört hatte, die in seine Fußstapfen hätten treten können“ (S. 486). Und auch sein Judenhass – Roper geht dazu im Kapitel „Hasstiraden“ ausführlich ein – war tief, eingefleischt und extrem, Luther schrieb über Juden mit großer körperlicher Abscheu.

Im letzten Kapitel schreibt Roper u. a. über die bildlichen Darstellungen Luthers. Zu den bekannten Gipsabdrücken, die nach dem Tod des Reformators von Händen und Gesicht genommen wurden, lesen wir: „Heute werden die Abdrücke in der Kirche von Halle aufbewahrt, was nicht einer gewissen Ironie entbehrt, hatte Erzbischof Albrecht von Mainz dort doch einst eine der größten und prächtigsten Reliquiensammlungen untergebracht“ (S. 516). Tatsächlich aber befanden sich die Heiltümer in der Magdalenenkapelle der Moritzburg – schon Erzbischof Ernst hatte dafür den Grundstock gelegt – und wurden 1523 in das Neue Stift (Dom) überführt. Luthers Abdrücke dagegen sind in der heutigen Marktkirche Unserer Lieben Frauen, nach Umbau hervorgegangen aus dem Zusammenschluss der Gemeinden von St. Gertruden und St. Marien, zu finden – auch mit Ironie behaftet, erkannte Albrecht doch nicht, dass die Zertrümmerung der alten Gemeinden deren Mitglieder entwurzelte, an der Zerstörung der alten Lehre mitwirkte und der reformatorischen Bewegung in seiner Residenzstadt neuen Auftrieb gab.

Luther ist „ein schwieriger Held“ (S. 535), fasst Roper am Schluss zusammen. Auch für sie bleibt manches, wie sie bekennt, in seinem Handeln nicht ganz nachvollziehbar. Dazu gehört sein fundamentalistisch geführter Streit um die Realpräsenz Christi bei der Eucharistie, zugleich aber auch ein Schlüssel zu ihm, der zum Kern seiner Theologie führt. Luthers Theologie war „tief im Körperlichen verankert [...], sein Schwerpunkt lag immer auf der Vereinbarung, nicht auf der Trennung“ von Körper und Geist. Seine Lehre war für ihn „eine Frage des Glaubens, der über den Verstand hinausging“ (S. 456 f.).

Als wohl erste Frau legte Lyndal Roper eine einfühlsame und zugleich großartige Biografie vor, in der der Mensch Luther überaus lebendig wird, nicht einseitig in der Schilderung und Wertung, sondern mit all seinen Widersprüchen. Sie setzt neue Akzente und öffnet damit weiterführende Perspektiven. Ob es „die Biographie“ (so der Untertitel) ist, vermag allein der Leser zu entscheiden. Unbestritten ist es eines der wichtigen Lutherbücher, das zum 500. Reformationsjubiläum erschienen ist und sich würdig einreihet in die, die man gelesen haben sollte, um den Reformator in seiner Zeit und aus seiner persönlichen Entwicklung, seinem Denken und Fühlen, seinen Freuden, Leiden und Kämpfen heraus zu verstehen. Roper stellt Luther neu zur Diskussion!

*Jürgen Laubner*

AUF ZUR REFORMATION. Selbstbewusst, mutig, fromm – Frauen gestalten Veränderung, hg. v. Eva-Maria Bachteler und Petra Ziegler, Stuttgart Verlag und Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft 2016, 168 S., mit Abb.

Bereits das Cover macht es deutlich: Zu den Zuhörern, Lesern und Mitstreitern Martin Luthers gehörten nicht nur Männer; sondern auch Frauen. Gebannt lauschen sieben Frauen einer Predigt. Die Köpfe sind Porträts unterschiedlicher Frauen mit eigener Persönlichkeit und individueller Lebenserfahrung. Die meisten sind verheiratet (wie die weißen Hauben zeigen), eine Witwe (mit schwarzer Haube) ist dabei und eine junge, noch unverheiratete Frau (deren Haar zu sehen ist). Sie schaut den Betrachter selbstbewusst an, während die anderen hoch konzentriert zuhören. Der beschriebene Bildausschnitt entstammt dem Reformationsaltar in der Marienkirche in Wittenberg und wurde um 1548 in der Cranachwerkstatt gemalt. Wie haben diese Frauen wohl Luthers Predigten aufgenommen? Wie veränderten die neuen Lehren ihr Leben? Haben sie sich für die reformatorischen Ideen eingesetzt?

Um diese Fragen zu beantworten, werden in dem Sammelband achtzehn Frauen porträtiert. Ihre Lebenswege könnten unterschiedlicher nicht sein – Frauen, die sich selbst theologisch äußerten, die ihre gesellschaftliche Stellung oder politischen Einfluss geltend machten, um die Reformation zu unterstützen, und Frauen, die praktisch das Ideal der evangelischen Pfarrfrau prägten und vorlebten. Alle Frauen eint ihre Begeisterung für den neuen Glauben, zu dem sie sich auch öffentlich bekannten. Katharina von Bora, Elisabeth Sam, Ottilie Müntzer, Anna Zwingli, Margarethe Brenz, Elisabeth Bucer, Idelette Calvin oder Widbrandis Rosenblatt haben Pfarrer geheiratet. Da in vielen Köpfen ihrer Zeitgenossen noch die Vorstellung herrschte, Pfarrer sollten zölibatär leben, lösten die ersten Priesterehen Unruhen aus. Die verheirateten Pfarrer wurden exkommuniziert, verloren ihre Stellen oder zogen in andere Städte. Auch dort hatten die Frauen häufig mit Vorurteilen zu kämpfen. Trotzdem führten sie einen großen Haushalt, zu dem neben ihren eigenen Kindern auch bedürftige Gäste, Mitstreiter und Studenten gehörten. In der Gemeinde betreuten sie Arme und Kranke und übernahmen die Unterweisung der Pfarrfamilie. Somit haben diese Frauen das Bild des evangelischen Pfarrhauses maßgeblich geprägt.

Ursula Weyda, Elisabeth Cruziger, Argula von Grumbach, Katharina Zell haben ihren Glauben durch Schriften, Lieder, Predigten oder Flugschriften verteidigt. Mutig haben sich diese Frauen zu Wort gemeldet und sich dabei auf die Bibel bezogen. So veröffentlichte Ursula Weyda 1524 eine Flugschrift als Antwort auf Abt Simon Blich und bezeugte ihre lutherische Gesinnung. Sie war gut gebildet, konnte lesen und schreiben, darüber hinaus war sie auch rhetorisch geschult. In ihren Ausführungen über die Ehe und das Klosterleben nahm sie Luthers Ideen auf. Sie sprach den Abt wenig respektvoll mit „Du“ an und benutzte eine polemische Sprache. Dies war – insbesondere für das Medium der Flugblätter – nicht ungewöhnlich. Unerhört dagegen war, dass hier eine Frau schrieb. Ursula Weyda war das bewusst und so setzte sie zur Rechtfertigung ein Bibelzitat an den Anfang ihres Textes: „Ich will meinen Geist ausgießen auf alles Fleisch und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen und eure Töchter weissagen“ (Joel 3,1).

Um den neuen Glauben wurde auch an Herrscherhöfen gestritten und gekämpft. Dies zeigen die Beispiele von Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg, Giulia Gonzaga und Olympia Fulvia Morata am Hof von Ferrara. Geschickt nutzte Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg ihre politische Macht, um in ihrem Witwengut Calenberg-Nienover die Reformation einzuführen. Als ihr Mann gestorben war, übernahm sie die vormundschaftliche Regentschaft für ihren Sohn Erich II. und konnte durch geschicktes Taktieren ihr Land aus dem Schmalkaldischen Krieg heraushalten. Allerdings wandte sich ihr Sohn später gegen sie und zwang sie, das Land zu verlassen.

Neben diesen bekannten Personen stehen viele namenlose Frauen, die weder lesen noch schreiben konnten. Auch sie haben sich zur Reformation bekannt, indem sie den evangelischen Gottesdienst besucht oder den neuen Glauben an ihre Kinder weitergegeben haben. Durch sie wurde die Reformation zur Massenbewegung und konnte sich in weiten Teilen des deutschen Reiches durchsetzen.

Die Autoren bleiben aber nicht in der Zeit der Reformation stehen. In drei übergreifenden Beiträgen wird thematisiert, wie die Reformation Ehe und Sexualität bis heute revolutioniert hat, warum die Frauen der Reformation noch heute Vorbilder sind und wie sich die Frauenordination entwickelt hat. Insgesamt ein gut geschriebenes Buch, das viele, auch eher unbekannte Frauen aus der

Reformationszeit vorstellt. Auch wenn sich zu den meisten Frauen nur wenige Quellen erhalten haben, sind lebendige Porträts entstanden. Faszinierend bleibt, wie diese Frauen allen Widerständen zum Trotz ihr christliches Ideal nicht nur gelebt, sondern auch mutig verteidigt haben.

*Konstanze-Mirjam Grutschnig-Kieser*

MICHAEL HEYMEL: Martin Niemöller. Vom Marineoffizier zum Friedenskämpfer, Darmstadt Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2017, 320 S., mit Abb.

Die große Niemöller-Biographie des Journalisten Dietmar Schmidt (Hamburg, 1959) konnte sich auf direkte Interviews stützen. Die erste englischsprachige des Historikers und früheren anglikanischen Pfarrers James Bentley (Oxford, 1984), nach dem Tode des Kirchenpräsidenten erschienen, schöpfte aus der persönlichen Begegnung. Die Rororo-Monographie von Matthias Schreiber (Reinbek, 1997) bietet eine distanziert-nüchternde Darstellung. Heymel, Privatdozent der Praktischen Theologie in Heidelberg, der sich bereits durch zahlreiche Publikationen zu Niemöller und als Herausgeber der kritischen Ausgabe der Dahlemer Predigten (Gütersloh, 2011) einen Namen machte, selbst dreiund-dreißig Jahre Pfarrer der EKHN, schreibt aus deren Perspektive. Er setzt sich zum Ziel „aus theologischer und zeitgeschichtlicher Perspektive Niemöllers Leben mit seinen Spannungen, Auseinandersetzungen, Umbrüchen und Krisen nach (zuzeichnen)“ (S. 10).

Der Aufbau erfolgt chronologisch in sieben Kapiteln. Das I. (S. 13-56) spannt den zeitlich weitesten Bogen – 45 Jahre – vom elterlichen, evangelischen, deutschnationalen Pfarrhaus im westfälischen Lippstadt, über Wuppertal-Elberfeld (ab 1900) zum gewollten Beruf des Seekadetten der Kaiserlichen Marine, Kapitänleutnant mit erstem eigenen Kommando auf U-Boot UC 67. Nach dem Ersten Weltkrieg erfolgt der Umbruch: „Damals versank in mir eine Welt“ (S. 25). Die Wei-marer Republik lehnt er ab, quittiert zum 1. April 1919 den Marienedienst, plant nach Argentinien auszuwandern, als Schafzüchter zu leben. Er heiratet die Schwester des Freundes, Else Bremer, die ihr Philologiestudium abbricht, sich für die Ehe entscheidet. Sieben Kinder werden ihnen geschenkt. Zwischen Mai und Oktober 1919 als Bauernknecht auf einem Musterhof im Tecklenburger Land tätig, lässt das Ehepaar auf Dauer keine selbständige Existenz in der Landwirtschaft realisieren. Ihm schwebt ein Beruf vor, „in dem er an der Erneuerung seines Volkes mitwirken konnte“ (S. 29). Die Biographie hat Tiefgang. Passagen aus Niemöllers 1934 im Seebad Zinnowitz auf Usedom verfassten Erinnerungsbuch „Vom U-Boot zur Kanzel“ werden gewandt eingebildet: „Hinter der Entscheidung für den Pfarrberuf steht die Überzeugung: Wer die Christusbotschaft verkündet, dient seinem Volk“ (S. 31). Er beginnt in Münster mit dem Theologiestudium. Arbeitet, um in der Inflationszeit Geld zu verdienen, als Rottenarbeiter bei der Reichsbahn. Hatte er als Jahres-primus Abitur gemacht, bestand er mit „vorzüglich“ das erste theologische Examen, wird zum 1. Mai 1923 Lehrvikar bei Pfarrer Walter Kähler. Die westfälische Kirchenleitung wird auf ihn aufmerksam, erlässt kurzerhand den Rest des Vikariats. Ab 1. Dezember 1923 wird er zum 2. Geschäftsführer der Inneren Mission für die westfälische Kirchenprovinz bestellt. Er entdeckt sein Organisationstalent, baut als 1. Geschäftsführer ab 1926 den Westfälischen Provinzialverband stetig aus, wird 1927 Mitbegründer der Evangelischen Darlehnsgenossenschaft. Im siebten Jahr, da die vorgesetzte Behörde ihm die Neuanstellung eines Mitarbeiters verweigert, kündigt er. Er erhält im Frühjahr 1931 ein überraschendes Angebot, wird 3. Pfarrer in Dahlem, dem Berliner Villenvorort.

Die bizarre Nazizeit erhält zu Recht zwei Kapitel: zum einen „Der Weg in die kirchliche Opposition“ (S. 57-72) – Wortführer des Pfarrernotbundes, Bekenntnissynode von Barmen – zum anderen „Persönlicher Gefangener Adolf Hitlers“ (S. 73-117). Im letzten Augenblick wird er 1945 in Tirol befreit. Sein gesamtkirchliches Wirken wird IV. „Prophetischer Prediger des Evangeliums“ (S. 118-154) dem als „Kirchenpräsident der Ev. Kirche in Hessen und Nassau“ (S. 155-192) vorgeordnet. Das längste ist das VI. Kapitel: „Niemöllers Weg zum radikalen Pazifisten“ (S. 193-275). Das Gespräch mit Otto Hahn am 6. Januar 1954 im Hotel „Nassauer Hof“ in Wiesbaden bringt die Wende. Der Kirchenmann handelt als Friedenskämpfer, der Albert Schweitzer in Lambarene besucht, seine transkirchliche Verantwortung entdeckt, seine Solidarisität mit nichtkirchlichen Organisationen ausbaut. Das Schlusskapitel wertet zutreffend: „Ein deutscher Protestant von Weltgeltung“ (S. 276-282), erwähnt aber nicht Karlheinz Weißmann, der Niemöller in „Die Grossen Deutschen unserer Epoche“, Berlin 1995, S. 448-500 würdigt.

Das ausführliche, klar strukturierte Inhaltsverzeichnis nennt in sechs der sieben Kapitel – optisch kenntlich gemacht – neunundzwanzig Themen. Wir müssen auswählen, gehen auf sieben näher ein: „Christus expulsus“ (S. 45-47), der ausgetriebene Christus, Titel der Holzplastik des Bildhauers Wilhelm Groß. Sie stand vor dem linken Fenster in Niemöllers Arbeitszimmer in Dahlem (Abb. 11, S. 46). Das Christusbekenntnis des 2. Artikels von Luthers Kleinem Katechismus „dass Er mein Herr

und ich sein eigen sei” (S. 278) ist Mitte Niemöllers Verkündigung. Im Zentrum seiner Theologie steht die 1. These der Theologischen Erklärung von Barmen und die Frage „Was willst du, Herr, dass ich tun soll?“ (S. 281).

„Predigtarbeit“ (S. 47-54) ist die Hauptsache. Kriterium ist nicht die Zeitgemäßheit, sondern „Treue gegenüber dem Wort“ (S. 48). Durch seine Dahlemer Predigten wird Niemöller zur Symbolfigur des kirchlichen Widerstandes gegen Hitler. Thomas Mann wird später bekennen, er habe sie mit Ergriffenheit und Erschütterung gelesen. Als Homiletikfachmann kongenial gelingt es Heymel Pastor Niemöller als Redner-, Gesprächs-, Interviewpartner und kämpferischer Prediger – Evangelium als Angriff – darzustellen. Ferdinand Sauerbruch urteilt „wollte Gott, wir hätten in Deutschland noch mehr solche Pfarrer“ (S. 89). Walter Jens, Festredner seines 100. Geburtstags, nennt ihn „Prophet des Friedens“ (Anm. 197), der es so meint, wie er sagt.

Obwohl sein Prozeß vor dem Landgericht Berlin vom 7. Februar bis zum 2. März 1937 mit Freispruch endet, wird Niemöller weiter festgehalten, kommt als persönlicher Gefangener des Führers zunächst ins KZ-Sachsenhausen, ab 11. Juli 1941 nach Dachau in die Lagergemeinschaft mit katholischen Priestern. Man erlaubt ihnen, Gottesdienst zu feiern. Der Heiligabendgottesdienst 1944 ist die Geburtsstunde des ökumenischen Niemöllers in Dachau (S. 144). Im Februar 1946 nimmt er erstmals an der Sitzung des Weltkirchenrates teil, wird Botschafter des Friedens und der Versöhnung, 1945 bis 1956 Leiter des Kirchlichen Außenamtes, 1961 einer der 6. Präsidenten des Weltkirchenrates.

„Buße: der einzige Weg ins Freie“ (S. 131-133). Auf der Kirchenkonferenz in Treysa wendet er sich gegen den restaurativen Kurs der Kirche. Er wollte weithin das Erbe des Kirchenkampfes lebendig halten. Man einigt sich auf einen Kirchenbund. Als prophetischer Prediger, der zur Buße ruft, ist er unterwegs. Buße ist der einzige Weg ins Freie. Er bekennt seine eigenen Schuld. Sein Eingeständnis erwächst aus der reformatorischen Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders. Er gehört, ohne vollends mit der Erklärung zufrieden zu sein, zu den Unterzeichnern des Stuttgarter Schuldbekennnis. Seiner Meinung nach hätte es heißen müssen: „Daß wir nicht mutig bekannt haben“ (S. 135). – „Verantwortung für die Flüchtlinge“ (S. 145 f.). Angesichts der zehn Millionen Flüchtlinge aus den damaligen Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg fordert er 1949 „daß es keine Lösung gibt, bis wir sie wie jeden anderen anständigen Bürger ansehen und für sie zahlen“ (S. 145).

„Die Reise nach Moskau“ (S. 201-206) vom 2. bis zum 9. Januar 1952 wird in der Öffentlichkeit als „dramatische Sensation“ (S. 202) bezeichnet, nur in Kreisen der Ökumene wohlwollend begrüßt. Das Bemühen um besseres Verständnis mit den russischen Orthodoxen trägt Früchte. Sie beschließen im Juli 1961 dem Weltkrat der Kirchen beizutreten, im Dezember 1961 werden sie in den Ökumenischenrat der Kirchen aufgenommen. – „Kritik am bürgerlichen Christentum“ (S. 252-256). Er sieht die Kirche mit einer desillusionierenden Nüchternheit. Er leidet an der Institution Kirche, sympatisiert als konsequenter Pazifist mit den Quäkern, predigt in strenger Auslegung der Bergpredigt den Ruf zur Nachfolge.

Wie wird Niemöllers Stellung zur DDR herausgearbeitet? Ein eigener Abschnitt Kapitel VI. 2. (S. 196-206) ist „Niemöllers Bemühen um die deutsche Einheit und sein Kampf gegen den Militarismus Westdeutschlands (1946–1959)“ vorbehalten. Ausgeblendet wird weder, dass er „Auszeichnungen aus der DDR und der Sowjetunion“ annahm, noch die Tatsache, dass der „ab 1949 vom kommunistischen Jugendverband der DDR (FDJ) instrumentalisierte Begriff ‚Friedenskämpfer‘ durch (ihn) ein urchristliches, emanzipatorisches Profil [...] erlangte“ (S. 250). Nicht erwähnt wird sein Goslarer Vortrag „Die Spaltung Deutschlands und der kalte Krieg“ vom 17. September 1959, indem er mutig zuspitzt: „ ‚Die Liebe hofft alles‘, sie hofft auch die ‚Wiedervereinigung‘ “! (Reden 1958-1961, S. 168). Nach mündlicher Auskunft von Propst Dr. Heino Falcke (Erfurt 27.2.2017) nahm Niemöller an der Prager Friedenskonferenz teil, hielt 1979 die Predigt beim Trauergottesdienst für Bischof Johannes Jänicke im Magdeburger Dom, hatte in der DDR ebenso Befürworter und Gegner wie in der BRD.

Die fortlaufend gezählten 800 Abkündigungen, Spiegel gründlicher Quellen- und Literaturrecherche, sind formal zweiseitig gedruckt (S. 283-303). Die Bibliographie in elf Sparten von 1. Archiv- bis zu 11. Ton- und Filmmaterial gegliedert (S. 304-313), beansprucht nicht Vollständigkeit, hält sich offen, bittet LeserInnen um Mitarbeit. Danksagung (S. 314), Bildnachweise (S. 315), zweiseitiges Personenregister (S. 316-320). Ein Abkürzungsverzeichnis fehlt. Eine

Zeittafel, wie im Sammelband „Martin Niemöller. Gewissen vor Staatsräson“, Göttingen 2016, S. 334-339, wäre hilfreich.

Unerwähnt bleiben sowohl die Vortragsreise in Westfalen Dezember 1945, Vorbereitungen, Niemöller als Nachfolger von Präses Karl Koch in die Heimat zurückzuholen. Jürgen Kampmann „Von der altpreußischen Provinzial- zur westfälischen Landeskirche (1945–1953)“, Bielefeld 1998, S. 453-466), als auch Urteile des Württembergischen Landesbischofs Theophil Wurm (1868–1953) und des Hannoverschen Hanns Lilje (1899–1977). Wurm schreibt in seinen Lebenserinnerungen, Stuttgart 1953, S. 135: „Sie verstanden nicht, daß eine große Flotte vorsichtiger navigieren muß als ein Kreuzer, und daß der einzelne sich manchenmal leisten kann, was ein großer Verband unterlassen muß“. Lilje „Memorabilia. Schwerpunkte eines Lebens“, Nürnberg 1973, S. 145 ist überkritisch gegenüber Bruder Niemöller. – Korrigendum zu Abb. 2: Nicht die Marien-, sondern die Brüderkirche liegt neben Niemöllers Geburtshaus, Brüderstraße 13, in Lippstadt.

Das preiswerte Buch, in flüssigem Stil geschrieben, genügt wissenschaftlichem Anspruch. Rechtzeitig zu Niemöllers 125. Geburtstag (14.1.2017) ist es uneingeschränkt zu empfehlen, nicht nur der Generation, die Hitler-Deutschland und die Nachkriegszeit – noch nicht, nicht mehr – miterlebte, sondern auch unserer heutigen autistisch-egoistischen Gesellschaft, in der Verantwortung für andere unterzugehen droht. – Abschließend seien zwei Konstanten des bewegten Lebens hervorgehoben: „Patriotismus und evangelischer auf Jesus Christus zentrierter Glaube“ (S. 276).

*Günter O. Neuhaus*



TILO FELGENHAUER: *Geographie als Argument. Eine Untersuchung regionalisierender Begründungspraxis am Beispiel Mitteldeutschland* (Sozialgeographische Bibliothek Bd. 9), Stuttgart Franz Steiner Verlag 2007, 262 S.

Zwei gemeinnützige Institutionen, Wohltäter und Stimulatoren der Wissenschaft, fungierten als Initialzündungen der Deutung von Raum und Begriff Mitteldeutschland: Mitteldeutscher Rundfunk (MDR, Hauptsitz Leipzig) und Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG, Zentrum Bonn). Beide betätigen sich weiterhin als Anreger der Analyse, Klärung und Erschließung dieses historischen und modernen Begriffs. Ergiebigste Sendefolge des MDR für Begriffsbestimmung ist seine seit 1999 ausgestrahlte Fernsehserie „Geschichte Mitteldeutschlands“, die Hauptquelle und Vorlage des inhaltsreichen, vielseitigen Buchs von Tilo Felgenhauer.

Über diese MDR-Fernsehreihe erschien: *Geschichte Mitteldeutschlands*. Das Begleitbuch zur Fernsehserie, hg. v. Mitteldeutschen Rundfunk, Halle Verlag Janos Stekovic 2000, 384 S., 491 großenteils farbige Abbildungen, besprochen v. Günter Mühlpfordt, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte*, Bd. 71, hg. v. Karlheinz Blaschke, Neustadt an der Aisch 2001, 296 f.

Auch die DFG, die ab 2001 die wissenschaftliche Erkundung des mitteldeutschen Bereichs fördert, empfiehlt in ihrer Studie „Fallbeispiel Mitteldeutschland“, der Forschung die MDR-Fernsehreihe zugrunde zu legen, darüber hinaus ein größeres Begriffsfeld einzubeziehen (Felgenhauer, S. 113). So haben beide Einrichtungen, MDR und DFG, Mitteldeutschlandforschung zur öffentlichen Angelegenheit erhoben. Tilo Felgenhauer, Akademischer Rat an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, seines fachlichen Zeichens Sozialgeograph, ist Spezialist für anthropologische oder Humangeographie, auf Menschen bezogene Erdkunde, mit Ausrichtung auf gesellschaftliche Verhältnisse. Er versteht sein Thema weit, befasst sich über Raumwissenschaft, Begriffstheorie und Geschichte hinaus ausführlich mit Sprachwissenschaft, daneben mit Philosophie, Psychologie, auch Musikwissenschaft. Doch bleiben schwerlich zu vermeidende Lücken. Der ausgedehnte Text, den der Autor der Sprachkunde widmet, entspricht dem Anteil der Dialektgeographie an Entstehung des Begriffs mitteldeutsch: der Gliederung der Deutschen nach Mundarten wie räumlich in Ober-, Mittel- und Niederdeutsche. Positiv an der Methodik Felgenhauers ist zu werten, dass er seine Zitate aus der MDR-Fernsehreihe wortgetreu wiedergibt und sie als gesonderte, sich abhebende, ins Auge fallende Absätze darbietet sowie manches graphisch (zeichnerisch) verdeutlicht.

Felgenhauer würdigt Martin Luther mehrfach als Ersten, Frühesten der „drei wichtigsten Mitteldeutschen“. Er hebt „Luthers Thesenanschlag“ hervor, seine kühnen, aufrüttelnden 95 Wittenberger Thesen von 1517, den Auftakt der Reformation. In beidem stimmt er mit dem Kuratorium der MDR-Fernsehreihe überein (S. 142). „Luther hat in Wittenberg gewirkt“. Daher: „Die protestantische Bewegung ging von Mitteldeutschland aus“. „Deshalb ist Mitteldeutschland die Ursprungsregion der Reformation (S. 94)“. Wiederholt betont der Autor aus der MDR-„Geschichte Mitteldeutschlands“ deren Bezeichnung als „Mutterland der Reformation“. Damit ist sein Buch zugleich ein vorzeitiges 500-Jahre-Gedenken. Es unterstreicht, dass Luther zweifacher Gipfel der Reformation war: auslösender Begründer und Haupt.

Herausragende Kapitel zum Thema des Buches sind: „Mitteldeutschland als Ursprung, Zentrum und Mitte“ (S. 136 ff., vgl. S. 164, 216) wie auch „Die Mitteldeutschen“, besonders über „große Mitteldeutsche“ (S. 141 ff.). Im Kapitel „Mitteldeutschland als Ursprung [...]“ werden zwei mitteldeutsche Hochleistungen als Absätze hervorgehoben: „Die deutsche Revolution von 1989 ging hier von Mitteldeutschland aus“. Und: „Mitteldeutschland, die Wiege der Industrialisierung in Deutschland“ (S. 137 f.). Beide anerkennenden Würdigungen, aus Umwälzungsgeschichte und Wirtschaftsgeschichte, treffen im Wesentlichen zu. Sie sind aus der MDR-Fernsehreihe übernommen. Allerdings werden beide zu sehr verallgemeinert und einseitig übertrieben. Die demokratische Wende von 1989/90 wurde in der Tat von Leipzig und anderen mitteldeutschen Städten aus herbeigeführt. Indes waren Berlin, Hamburg, Stuttgart, Köln und andere Orte an der Industrialisierung beteiligt. Statt kategorischem „hier von Mitteldeutschland aus“ ist „hauptsächlich von Mitteldeutschland aus“ angemessen. Deutschlands Industrialisierung war wirklich großenteils das Werk von Mitteldeutschen. Doch sind das Ruhrgebiet und weitere Industriegebiete sowie auswärtige Fabrikorte außer Acht gelassen. Sie dürfen nicht ignoriert werden. Bestimmte Artikel sind in mehreren Fällen nicht korrekt. Sie werden besser weggelassen oder durch unbestimmte ersetzt:

Anstelle von „die Wiege der Industrialisierung“ ist bloße „Wiege“ oder „eine Wiege“ angebracht. Statt „Mitteldeutschland als das Land der Dichter und Denker“ schlechthin (S. 142) wäre genauer und passender ohne Artikel: als Land der Dichter und Denker, oder: als ein Land der Dichter und Denker; denn es gab und gibt natürlich Dichter und Denker in zahlreichen Ländern (S. 87). So geringe Änderung genügt, um den Ausdruck „Mitteldeutschland als (ein) Land der Dichter und Denker“ standfest zu machen. Diese Auffassung wird damit zum verallgemeinernden zweiten Glanzstück des Buchs, am Ende des gleichen Absatzes, den das erste Glanzstück, beeindruckende Würdigung überragender Persönlichkeiten, hervorhebt: „Luther, Bach und Goethe als die drei wichtigsten Mitteldeutschen“ (S. 142), gewissermaßen ‚aller Zeiten‘. Die Reihenfolge dieser drei geistig Größten, mit genialstem Dichter an dritter Stelle, ist weder übliche alphabetische noch nach Ansehen oder Rang, sondern, wie Nachprüfung ergibt, nach Geburtsjahren: Luther ist 1483 geboren, Bach 1685, Goethe 1749. Sichtlich aus Hochachtung vor Goethe stellt ein Sprecher der Fernsehreihe, den Felgenhauer in gesondertem Absatz darbietet, Goethe voran: „Goethe, Bach und Luther [...] diese großen leuchtenden Sterne der mitteldeutschen Geschichte“ (S. 141). Obwohl in Frankfurt am Main geboren, gilt „Goethe als Mitteldeutscher“, „weil er so lange in Weimar gelebt hat“ (S. 142). Im Buch fehlende mitteldeutsche Kennzeichen Goethes sind seine mitteldeutsche Bildung und Bindung wie auch seine mitteldeutsche Herkunft, die Abstammung der Sippe Goethe von Thüringer Handwerkern des Unstrutgebiets. Sein Vater Johann Caspar Goethe hat an der führenden Universität Leipzig studiert und Sohn Wolfgang an diese geschickt. Universität und Stadt Leipzig haben den jungen Goethe außerordentlich stark geprägt. Empfindlichste Lücke des Buchs ist das Fehlen von Goethes Partner Friedrich Schiller, dessen zweite Heimat ebenfalls Mitteldeutschland war. (Von mir abgefasste mitteldeutsche Biografie Schillers liegt im Manuskript vor.) Schiller, zehn Jahre nach Goethe 1759 geboren, kann als Viertes, Jüngster zu den drei Spitzen „Luther, Bach und Goethe“ hinzugefügt werden.

Ungefragt erscheint mehrmalige Verwendung der Zusammensetzung „Ausgangspunkt“ als Synonym für Mitteldeutschland in der Bedeutung Ursprung, Ursache, Wurzel, Grundlage, Voraussetzung: „Mitteldeutschland ist der Ausgangspunkt der deutschen Revolution von 1989“ (S. 134); „Ursprung bzw. Ausgangspunkt“ (S. 137); Mitteldeutschland [...] bildet den räumlich gedachten Ausgangspunkt für Entwicklungen [...] in ganz Deutschland und ganz Europa“ (S. 191). Erstens – was auch für Ersatzausdrücke „Anfangspunkt“ (S. 137) und „Ansatzpunkt“ gilt – wirkt es unpassend, Mitteldeutschland zum bloßen Punkt zu verkleinern, gleichsam zu degradieren. Zweitens besagt „Ausgang“ meist das Gegenteil vom hier gemeinten Ursprung, Beginn, Auftakt: Ende, Abschluss.

Felgenhauer fußt bei seiner Prägung „das Land der Dichter und Denker“ auf dem geflügelten Wort über die Deutschen als „Volk der Dichter und Denker“. Dieser Ausspruch hat weite Verbreitung gefunden, wenn auch nicht so weltweit wie der über das musikalische deutsche Volk oder wie das Lob „deutscher Gründlichkeit“, das auf Christian Wolff und Kant zurückgeht. In Vergessenheit geraten ist, wie es zum Begriffspaar „Dichter und Denker“ kam. Auch in diesem Fall liegt Umprägung vor. Die zugrundeliegende Formulierung lautet: „das enthusiastische Volk unserer Denker, Dichter“, somit in umgekehrter Reihenfolge. Sie rührt her von (Johann) Karl (August) Musäus (1735–1787), aus Jena. Absolvent der Universität seiner Heimatstadt, Gymnasialprofessor in Weimar, wo er starb. Musäus schickte seinen fünf Bänden „Volksmärchen der Deutschen“ (1782–1786) eine Einführung voraus, in der er „das enthusiastische Volk unserer Denker, Dichter, Schreiber und Seher“ pries. Unterhaltsam-emotionale Lyriker waren beliebter als abstrakt schreibende Autoren. Infolgedessen wurden bei Wiedergabe und Werbung Dichter bevorzugt, zuerst genannt und grübelnde Philosophen an zweiter Stelle.

Mitteldeutsche wurden zu Luthers Zeit „Mitter Teutsche“ genannt, mit Auslaut r des ersten Bestandteils, wie im Wort Mitternacht, und großem T zu Beginn des Stammworts, wie im Namen der nordseegermanischen und elbgermanischen Teutonen. Dem entspricht die vom römischen Historiker Tacitus den Humanisten überlieferte Bezeichnung „Teutoburger Wald“ für früher angenommenen Kampfplatz im Jahr 9 zwischen römischem Heer unter Varus und verbündeten Germanenstämmen unter Armin, die Roms Legionen und Söldner vernichteten. Wirkliches Schlachtfeld war, wie neuerdings durch archäologische Funde erwiesen, ein Engpass (Hinterhalt) zwischen Kalkrieser Berg und Großem Moor im Raum Osnabrück. Sowohl Teutonen wie Teutoburger Wald gehören indes nicht zur Wortfamilie von althochdeutsch *diot*, Volk an ihrer Muttersprache Festhaltende (im

Unterschied zu romanisierten Westfranken), wovon deutsch, Deutsche, Deutschland hergeleitet sind. Gleichklang, Anklang hat hier fehlgeleitet.

Felgenhauer vermeint: „Luther wusste nicht, dass er Mitteldeutscher war“ (S. 163). Demgegenüber sind Luthers mitteldeutscher Lebensweg, seine lebenslange mitteldeutsche Bildung und Bindung zu bedenken. Zu beachten ist, dass Luther sowohl seine Schulbildung wie seine akademische Bildung in Mitteldeutschland empfing. Zur Schule ging er an drei Eckpfeilern des historischen Mitteldeutschlands, in Stadt Mansfeld, Magdeburg und Eisenach. Studiert und gewirkt hat er an beiden damaligen mitteldeutschen Universitäten, in Erfurt und Wittenberg.

Für Luthers Lebenslauf entscheidend war seine enge Verbindung mit dem mitteldeutschen Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg, kurz als Kursachsen bezeichnet. Demgemäß nannte der Reformator sich selbst einfach „Sachse“, das heißt Kursachse, Obersachse, Sachsen-Wittenberger. Im Streit zwischen den Herzogtümern Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg um Kurwürde entschied Kaiser Karls – IV. Reichsgrundgesetz über Kurfürstentümer, Goldene Bulle (1356) – zugunsten Wittenbergs. Luthers eigene Hochleistung sowie seine beiden Gönner, Staupitz und Kurfürst Friedrich der Weise aus dem Haus Wettin, bewirkten seine außergewöhnlich rasche Laufbahn an der Universität Wittenberg, wo er schon früh Vorlesungen gehalten hatte und vorzeitig, 1511/12, zum designierten und avancierten Professor aufstieg. Vollends zum bewussten sächsischen Mitteldeutschen wurde Luther 1520/21, als Kurfürst Friedrich den Reformator vor der gegen ihn verhängten Wormser Reichsacht rettete, indem er ihn auf der Wartburg in Sicherheit bringen ließ. In dortiger Einsamkeit gewann Luther benötigte Freizeit für fruchtbringende Druckschriften. So übertrug Luther auf der Wartburg das Neue Testament in Oberdeutsch und Niederdeutsch verschmelzendes Ostmitteldeutsch. Die Gliederung der Deutschen in Oberdeutsche (Süddeutsche), Niederdeutsche (Norddeutsche) und beide sprachlich verbindende Mitteldeutsche war zu Luthers Zeit bekannt. Er ist sich darüber im Klaren gewesen, dass er weder Oberdeutscher noch Niederdeutscher war – folglich Mitteldeutscher. Wittenberg und Wartburg sind dem „Sachsen“ Luther zum Schicksal geworden.

*Günter Mühlpfordt*

JÖRG BRÜCKNER, DIETRICH DENECKE, HAIK THOMAS PORADA, UWE WEGENER (Hgg.): Der Hochharz – vom Brocken bis in das nördliche Harzvorland (Reihe: Landschaften in Deutschland. Werte unserer Heimat 73), Köln-Weimar-Wien Böhlau Verlag 2016, 420 S., mit Karten u. Abb.

Unbestritten geht vom Hochharz mit dem Brocken als höchstem Berg Norddeutschlands eine vielschichtige Faszination aus. Mag es für den einen die herrliche und zum Teil wilde Natur sein, für den anderen die angenehmen Fachwerkstädte ringsum, der nächste den reichlichen Zeugnissen des Bergbaus nachspüren, wieder andere die Wintersportmöglichkeiten nutzen, nicht zuletzt viele den „deutschesten“ aller Berge erklimmen, diese Vielfalt auf engstem Raum ist immer wieder ein Grund herzukommen. Ein Grund auch für die Herausgeber, 44 kompetente Autoren verschiedenster Fachgebiete zur Arbeit an einem gemeinsamen Band zu vereinen.

Vereint werden auch Ost und West in einem Raum, der durch die natürlichen Gegebenheiten und die gemeinsame Geschichte bestimmt wird und nicht durch die mitten durch ihn verlaufende Landesgrenze. Die verschiedenen Wissensgebiete reihen sich im Buch aneinander. Die Geologie eröffnet den Reigen, gewissermaßen mit dem Recht von 400 Millionen Jahren versteinerte Geschichte, welche mit zahlreichen Prozessen, vom Untermeeresvulkanismus bis zur Eiszeit die grundlegenden Bedingungen für die Nutzung durch den Menschen geschaffen hat. Es schließen sich Landeskunde, Siedlungsgeschichte, Geschichte, Bergbau, montane Wasserwirtschaft, Tier- und Pflanzenwelt, Forstwesen, Kultur, Tourismus, Naturschutz, Volkskunde und Vieles mehr an. Alle Kapitel sind streng wissenschaftlich und unterhaltsam zugleich. Egal, wo man das Buch aufschlägt, man liest sich fest. Man erfährt von der Quadratmeile der Geologie, von Silberbrekziengängen, vom Alter der Flussnamen, warum im Oberharz auch westerzgebirgisch gesprochen wird, was ein Thieplatz ist oder warum die Achtermannshöhe so heißt. Man liest von Poststraßen und Wanderwegen, Hohlwegen, Kohlewegen und vom berühmten Holzweg, von mindestens 20 verschiedenen Mühlenarten, von Kehrwasserrädern oder alten Mythen und ihrer Vermarktung. Ortschaften und Klöster, Berge und Moore werden vorgestellt. Natürlich wird auch noch einiges über die zeitweilig trennende Grenze der Weltmachtblöcke berichtet, die sich nun glücklicherweise als grünes Band durch den Harz zieht. Neben der fundierten Arbeit der Autoren sind die Anzahl sowie die Qualität und Anschaulichkeit der Übersichtskarten, thematischen Karten und Detailpläne hervorzuheben. So gibt es für jeden Sachverhalt auch die passende Karte, was es dem Leser ungemein erleichtert, die vielen Informationen einzuordnen und zu verfolgen. Tabellen, Diagramme und hervorragend strukturierte Zeichnungen und Darstellungen erleichtern das Verständnis. Wer noch tiefer einsteigen möchte, findet am Schluss des Buches noch jede Menge statistisches Zahlenmaterial.

Sehr nützlich sind auch die im zweiten Teil des Buches vorgeschlagenen thematischen Expeditionen. Kein Punkt im Gelände wird ausgelassen, so dass jeder etwas nach seinem Interesse oder Geschmack verwerten kann. Auch hier stehen passende Kartenausschnitte in guter Qualität, Fotos und Erklärungen bereit. So ist es nicht nur ein hochinformatives, sondern auch ein sehr praktisches Buch, was dem Leser nicht nur des Harzlandes viel Freude bereiten wird und sehr zu empfehlen ist.

*Manfred Linck*